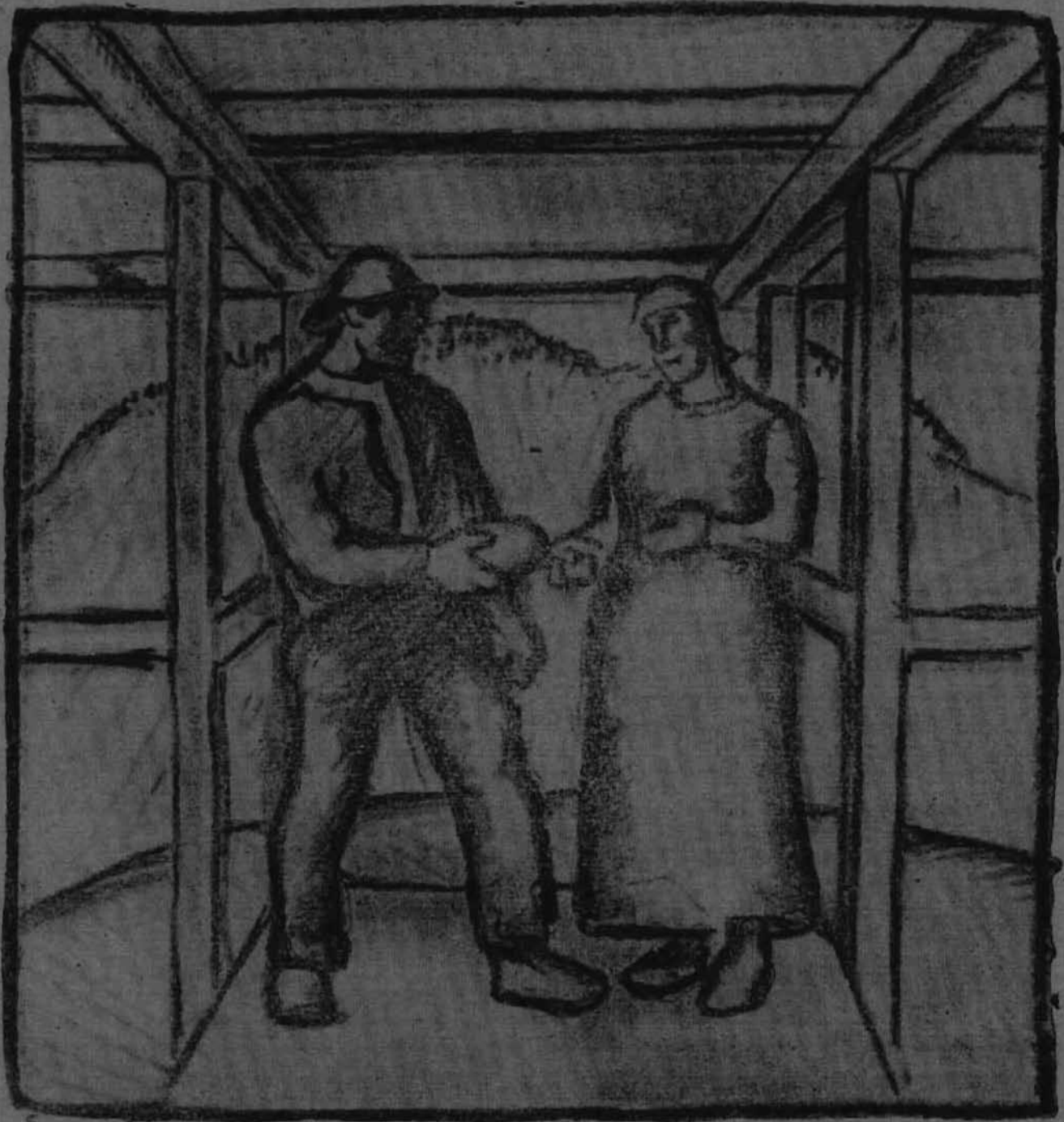


Östtjölens Hjemattblätter



Eggers Linné

Redaktion: Dr. Richard Schnelder, Mühlau bei Innsbruck, (Schulhaus). Alle redaktionellen Beiträge und Anfragen wollen dorthin gerichtet werden.

Verwaltung: Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, wie Neubestellungen, Adressenänderungen und Geldsendungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der „Tiroler Nachrichten“, Trienz, Postfach 22.

Bezugspreise: Jahresabonnement (12 Nummern) einschließlich Postzusendung und Verpackung, jedoch ohne „Tiroler Nachrichten“ 50.000 Kr., mit denselben 72.000 Kr. Für das Ausland die doppelte Gebühr. Einzelnummer 4.000 Kr. Zur Beachtung! In Osttirol können die „Tiroler Heimatblätter“ nur mit den „Tiroler Nachrichten“ bezogen werden.

Wir empfehlen „Tiroler Heimatblätter“, Monatsheft für Geschichte, Natur- und Volkskunde.

Schriftleiter: Professor Rudolf Sinwel in Mühlau.

Die „Tiroler Heimatblätter“ erscheinen in der Mitte eines jeden Monats in zweifacher Ausgabe: als kleine Ausgabe für das Unterinntal und als große Ausgabe für ganz Nordtirol (einschließlich Außfern).

Im Bedarfsfalle behält sich der Verlag die Herausgabe von Doppelheften vor.

Bezugspreise: Kleine Ausgabe: Halbjährig, mit Postbezug oder durch den Buchhandel 20.000 Kronen = 2 Schilling. Große Ausgabe: Halbjährig, mit Postbezug oder durch den Buchhandel 30.000 Kronen = 3 Schilling.

Bestellungen und Geldsendungen sind ausschließlich nur an den „Tiroler Heimatblätter“-Verlag (Eduard Lippott), Kufstein, zu richten.

Beiträge und Zuschriften an Professor R. Sinwel in Mühlau bei Innsbruck.

Anzeigen — bei der Verbreitung im ganzen Lande von großer Wirksamkeit — werden nach festen Preisen berechnet; bei Wiederholung Nachlaß.

Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Trienz, (Bauernheim)

ist pupillarischer und daher für alle Einlagen, insbesondere zur Veranlagung von Mündel-Geldern und Kautionen bestens geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen-Geschäfte.

Tiroler Genossenschafts-Verband reg. G. m. b. H. Innsbruck Niederlassung Trienz, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Sparbücher und in laufender Rechnung zur bestmöglichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je nach Größe und Erlagsdauer besondere Sätze), besorgt die Einlösung von Zinsscheinen (Kupons) und verlosenen Wertpapieren, die Einziehung (Inkasso) von Wechseln, Schecks, Anweisungen u. dgl.

Überprüft verlosbare Werte nach den Ziehungen, kauft und verkauft ausländisches Papier- und Hart-Geld, sowie in- und ausländische Wertpapiere, besorgt Erneuerungsscheine und neue Zinsscheinebogen.

Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck und sonstige Wertgegenstände in Verwahrung und Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahlpanzerkassen gegen mäßige Gebühren.

Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Trienz (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtliche Bankgeschäfte besorgt.

Osttiroler Heimatabblätter

Beilage der „Wiener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

2. Jahrgang.

November 1925.

Heft 11.

Inhaltsangabe: Alt-Wienz. Von Dr. Josef Weingartner. / Aus einem alten Büchlein vom Jahre 1817. Von Franz Constantin, Student, Wienz. / Anras. Geschichte eines alten Pfliegerortes und einer alten Pfarre. Von Koop. Karl Maister, Anras. / Jakob Gleber, 1825—1917. Von Wladimir Labler. / P. Markus Bergelner. D. S. / Berichtigung.

Alt-Wienz.

Von Dr. Josef Weingartner.

Trotz der auffallenden Seltenheit vorgeschichtlicher Siedlungsspuren in der unmittelbaren Umgebung von Wienz dürfen wir nach Analogie anderer Gegenden doch annehmen, daß die sonnigen Hänge und das relativ milde Klima des Wienzer Bodens schon in der Urzeit zur Besiedlung lockte. Sonst wäre es wohl auch nicht so ohne weiteres erklärlich, daß wir zur Römerzeit in der Stadt Aguntum hier eine so bedeutende Ortschaft vorfinden, die Jahrhunderte lang blühte und erst in den Stürmen der Völkerwanderung zugrunde ging. Vielleicht waren andere Römerorte unseres Landes noch wichtiger und größer, jedenfalls aber besitzen wir von keinem zweiten eine so unmittelbare Vorstellung als von Agunt, von dem uns nicht nur römische Schriftsteller erzählen, sondern auf Grund verschiedener älterer und neuerer Ausgrabungen auch noch die graue Lage, die ungefähre Ausdehnung, die Dichte der Stadtmauer, die Anlage der Häuser, ja selbst der Grundriß einer frühchristlichen Kirche bekannt ist.

Agunt wurde um das Jahr 600 im Kampfe der Bajuwaren mit den Slaven von letzteren erobert und zerstört und seine Trümmer hat allmählich der Dehnbach mit tiefem Schutt bedeckt. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die urkundlich nicht weiter belegbare Erzählung vom großen Bergsturz, der im Jahre 1113 das alte Wienz vernichtet haben soll, auf den Untergang Agunts oder auf irgendein anderes lokales Ereignis zurückzuführen oder überhaupt nur als ein auch sonst verbreitetes typisches Sagenmotiv zu betrachten ist, — auf jeden Fall ist soviel richtig, daß am Wienzer Boden lange vor der heutigen Stadt eine andere stand, in der eine hohe Kultur blühte, die aber in den Stürmen der Völkerwanderung gänzlich zugrunde gegangen ist. Indessen, mächtiger als die äußeren Wechselfälle der politischen Ereignisse sind die inneren Gründe

und Voraussetzungen des geschichtlichen Geschehens. Schon zur Römerzeit war es in erster Linie die günstige Verkehrslage am Fuß der ehemals weit wichtigeren Tauernpässe und an der großen Reichsstraße zwischen Aquileja und Drau, Kärnten und Tirol gewesen, die das Aufblühen einer größeren Ortschaft bewirkt hatte. Dieselbe natürliche Voraussetzung war aber auch nach der Völkerwanderung noch vorhanden und wenn sie vielleicht auch während der nächsten Jahrhunderte der kulturell tiefer stehenden Slavenherrschaft sich nicht voll auszuwirken vermochte, so änderte sich die Lage, als um die Mitte des 8. Jahrhunderts die Wenden in die dauernde Abhängigkeit von Bayern kamen und einerseits die fortschreitende Christianisierung u. Germanisierung, andererseits die straffere politische Organisation in den karolingischen Gaugrafschaften eine höhere Kultur und eine festere staatliche Ordnung herbeiführten. Jedenfalls finden wir im 11. Jahrhundert neben anderen Orten der unmittelbaren Umgebung, wie Leisach, Tristach, Nussdorf, Stribach, Wödnach auch Wienz als Ortschaft urkundlich erwähnt, und seine günstige Lage am Zusammenfluß von Drau und Isel, also am Eingang ins Tauerngebiet, gab ihm bald ein fühlbares Übergewicht über die anderen Dörfer. Wienz gehörte damals zum Herzogtum Kärnten, das jedoch von Bayern unabhängig war und des näheren zur Grafschaft Euringau und von den drei Gerichtsstätten dieser Grafschaft befand sich eine eben hier. Auch der freilich erst später urkundlich nachweisbare Zoll wird wohl ziemlich weit zurückreichen und ebenso dürften sich infolge der guten Lage und des fruchtbaren Bodens auch die Gau grafen, die im 11. Jahrhundert auch die banrische Grafschaft Pustertal inne hatten, häufig hier aufgehalten haben. Und als sie im frühen 12. Jahrhundert auch die Grafschaft Görz und die Vogtei von Aquileja und 1122 überdies die Pfalzgrafenwürde in Kärnten erwarben, haben sie Wienz doch deswegen nicht vernachlässigt. Im Gegenteil, sie erbauten sich hier

jogar eine feste Burg, die 1226 urkundlich Erwähnung findet, und schon 1243 wird Lienz als „burgum“, d. h. als fester, ummauerter Ort und 1252 sogar schon als Civitas oder Stadt bezeichnet. Desgleichen richteten sich die Görzer zu Lienz eine eigene Münzstätte ein und legten zwei Marktplätze an, indem sie dort gegen eine jährliche Abgabe Handels- und Gewerbetreibenden die Erlaubnis zum Hausbau erteilten. Wir werden wohl im „inneren“ Markt den unteren Stadtplatz, im „äußeren“ den Kindermarkt erblicken dürfen. Nehmen wir noch dazu, daß 1204 die Pfarrkirche geweiht wurde und daß es also spätestens um diese Zeit auch schon eine Pfarrei Lienz gab, die sich damals weit hinein ins Iseltal erstreckte und an die Pfarrei Windisch-Matrei grenzte, so erkennen wir deutlich, daß der eigentliche Grund für die Stadt Lienz im 12. und 13. Jahrhundert gelegt wurde und daß an ihrem raschen Aufschwung den Grafen von Görz das erste Verdienst zukommt. Es ist übrigens dasselbe Bild, das uns damals in ganz Tirol entgegentritt. Alle Territorialherren waren eifrigst bestrebt, durch Anlage von Märkten und Städten, Handel und Verkehr und damit den Wohlstand und die Steuerkraft ihrer Gebiete zu heben und es ist nur der Ausdruck dieser allgemeinen Tendenz, daß ungefähr zur selben Zeit die Bischöfe von Trient Neumarkt, die von Brigen Klausen und Brunick und die Grafen von Andechs Innsbruck gründeten.

Sicherlich haben sich die Görzer schon um diese Zeit gern und häufig in Lienz aufgehalten. Und als sie dann 1253 auch noch das Erbe der Grafen von Tirol antraten und 1271 Meinhard II. und Albrecht ihr Gebiet teilten, erbaute sich Albrecht, dem mit den allen Besitzungen in Görz und Kärnten auch Lienz und das Pustertal zufiel, außerhalb der Stadt, an der Brücke ins Iseltal, eine neue, stolze Grafenburg, das Schloß Bruck, das von nun an eine Hauptresidenz der Görzer blieb.

Lienz war demnach Residenzstadt geworden, seine Herren führten den klingenden Titel: Grafen von Görz und Tirol, Pfalzgrafen von Kärnten, Bünde der Gotteshäuser zu Aglei (Aquila), Trient und Brigen, und als Residenzstadt teilte Lienz die Freuden und Leiden seiner Herrschaft in besonderer Weise. In den Fehden der Görzer gegen das Hochstift Salzburg und später gegen Kaiser Friedrich III. fiel auch Lienz zweimal vorübergehend den siegreichen Gegnern zu und die Kämpfe, die Margaretha Mautsach wegen der Besetzung Kärntens mit Oesterreich ausfocht, spielten sich der Hauptsache zwischen der Lienzener und Drauburger Klause ab. Aber Lienz nahm auch am Segen einer Residenz teil. Die Görzer beschäftigten eine ziemlich Anzahl von Dienstmännern und sowohl die Räte, in deren Händen die Leitung der politischen Geschäfte lag, als auch die Finanzverwaltung, die sogenannte Kammer, und die Kanzlei hatten ihren Sitz meist in Lienz. Viele dieser Regierungsleute gehörten zum Adel und sowohl sie als auch andere adeliche Ministerialen der Görzer legten Wert darauf, in der Nähe der Residenz auch selber einen

adeligen Sitz zu erwerben. Solche adeliche Ansitze waren unter anderem in Berlog, Tannierburg, Glöckerturm, Patriasdorf, Thurn, Grafendorf, Aufsdorf, Obblach, Dölsach, Lavant, Tristach und Leisach. Auch in der Stadt selber standen einzelne Adels Häuser, so die Angerburg, der „Thurn in der Stadt Lienz“, das Haus der Edlen von Amblach und später die Liebburg.

Ein so zahlreicher Adel mußte naturnotwendig auch auf die kulturelle Lage Einfluß haben. Er verlich dem öffentlichen Leben einen größeren Glanz, tat sich durch Stiftungen hervor und stellte insbesondere auch den Künsten dankenswerte Aufgaben. Wollen wir dafür Beispiele haben, brauchen wir nur an zwei lienzenerische Adelsgeschlechter zu erinnern, die in den Diensten der Görzer standen, nämlich die Burggrafen von Lienz und die Edlen von Graben.

Die Burggrafen oder Kastellan waren Stellvertreter und Verwalter ihrer Herren und in Kriegzeiten wohl auch die Anführer der übrigen Ministerialen. Nach einer alten Handschrift sollen sie Schloß Thurn und einen Anitz in der Stadt besessen haben. Die Burggrafen Konrad und Erasmus stifteten 1394 in der Pfarrkirche die sogenannte Burggrafenmesse und auch Hans Luenzer, der 1464 das Spitalbenefizium gründete, war Burggraf in Lienz. An die Burggrafen Augustin und Haug mit ihren Gemahlinnen erinnert noch ein großer Grabstein in der Pfarrkirche (1464). Sogar die Paesse wurde von diesem Geschlechte gepflegt, denn unter den uns bekannten Minnesängern erscheint auch „der Burggraf von Lienz“. Wahrscheinlich war es jener Graf Heinrich, den auch Ulrich von Lichtenstein ein paarmal erwähnt und dem er anlässlich eines Turniers zu Friesach folgendes Lob spendet:

„Des andern morgens fruod ich stach
mit dem von Lienz ritterlich,
der was vil hohen lobes rich . . .
im warn di biderben alle holt.“

Von unserem Minnesänger sind nur zwei Tagelieder erhalten, aber auch sie schon lassen auf einen geübten Meister schließen. Nach dem Aussterben der alten Burggrafen, in deren Familie das Amt längst erblich geworden war, führten den Burggrafentitel zuerst Oswald von Hohenburg, dann die von Thurn und schließlich die von Pötting.

Noch deutlicher können wir die Spuren der Edlen von Graben in ihrer kulturellen Wirksamkeit verfolgen. Nach Hormayr waren sie natürliche Sprößlinge der Görzer. In Lienz selber verliert es sich um die Wende des 16. Jahrhunderts so schnell, wie es im 15. Jahrhunderte auftaucht. In Oberösterreich erscheint noch 1776 ein Felix Jakob v. Graben als Hofkammerrat. Die Herren von Graben haben sich wohl unter allen Adelsgeschlechtern am besten im Gedächtnis der heutigen Lienzener erhalten, denn auf Schritt und Tritt begegnet man ihrem Namen oder wenigstens ihrem Wappen. Es prangt an vielen Häusern, an zwei Kirchen, an zahlreichen Grabsteinen und selbst im tiefen Walde oder hoch auf

der Alm schmückt es die verwitterte Fläche ver-
gessener Marksteine. Unter den Aemtern, die von
diesem Geschlechte bekleidet wurden, wären zu er-
wähnen die Hauptmannschaft der Herrschaft Otten-
burg in Kärnten, die Verwaltung des Schlosses
Lindt, das Stadtrichteramt und selbst die Pfarrei
Lienz, die Pfarre Görz, das Pflegegericht Heim-
fels und Virgil von Graben war nach dem Tode
des letzten Görzers eine Zeilung sogar kaiserlicher
Stadthalter. Die Herren von Graben beteiligten
sich stark am Bergbau, sie hatten am Bau der
Michaels- und der St. Helenakirche den Haupt-
anteil und Virgil von Graben stiftete 1501 bei St.
Michael auch das heute noch bestehende Benefizium.

Nahm also schon der untergeordnete Adel auf
das kulturelle Leben der Stadt günstigen Einfluß,
so war das bei den Görzern selber noch weit wehr
der Fall. Sie gründeten und beschenkten das Kar-
meliter- und das Dominikanerinnenkloster, waren
große Wohltäter der Pfarrikirche, beteiligten sich an
ihrem Neubau, Graf Leonhard VIII. stiftete eine
ewige Messe und Graf Leonhard ließ unter anderem
auch einen Altar aufstellen, dessen Flügel sein und
seiner Gemahlin Bild tragen und heute noch er-
halten sind, und unter ihm erhielt auch die Burg-
kapelle auf Bruck ihre Wandgemälde. Und wenn
man nun bedenkt, daß die Gemahlin eben dieses
Leonhard, Paula von Mantua, nicht nur hier in
der Burgkapelle, sondern als Kind auch in einem
Familienbild der Gonzaga, einem Wandgemälde
des damals berühmtesten oberitalienischen Malers,
des Andrea Mantegna, abkonterfeit ist, daß sich
also Graf Leonhard seine Braut aus dem fernen
Mantua holte, wie anderseits seine Großmutter
wieder eine ungarische Magnatin war, und daß
die Grafschaft bis an die Adria reichte und dort
sogar einen eigenen Hafen besaß, so kann man
leicht ermessen, daß Lienz damals trotz fehlender
Eisenbahnen weit weniger als heute ein abgelegener
Winkel und durch seinen Fürstenhof auch mit der
weiten Welt da draußen mannigfach verbunden war.
Und wie die Darlegungen von Otto Stolz, denen
wir auch sonst so manche Angaben entnehmen, deut-
lich dazukommt, war dieser Fürstenhof auch in seiner
innerpolitischen und verwaltungstechnischen Tätig-
keit nicht etwa einem rückständigen Krähwinkel-
turn verfallen, sondern hielt mit anderen Fürsten
seiner Zeit schlecht und recht Schritt und hat für
die im damaligen Zug der Entwicklung liegende
konsequente Ausbildung der landesfürstlichen Zen-
tralgewalt und weiterhin der modernen Staats-
maschinerie für seine Verhältnisse nicht weniger vor-
gearbeitet als andere.

Ein anderer Faktor, der Lienz im Mittelalter
mit der weiten Welt verband, war der damals sehr
rege Handelsverkehr. Nach der Lienzner Mant-
ordnung von 1583 gingen von Kärnten, Steiermark
und Ungarn her Metalle und Metallwaren, Vieh,
Getreide und mangigfache andere landwirtschaftliche
Rohprodukte durch, von Italien her aber haupt-
sächlich Tuch- und Krämerwaren und Wein, und es
unterliegt keinem Zweifel, daß dieser rege Transit-

verkehr schon weit ins Mittelalter zurückreicht. Da-
bei spielten auch die Tauernpässe eine ganz andere
Rolle als heute. So wurde z. B. noch im 18.
Jahrhundert das Salz nicht von Hall über den
Brenner, sondern von Salzburg über den Tauern
nach Osttirol eingeführt. Hingegen gingen wieder
Saumpferde mit einheimischer Tauschware und be-
sonders mit welschem Wein in der entgegengesetzten
Richtung. Im Jahre 1450 ließ Graf Johann die
Straße zwischen der Mühlbacher und Lienzner Klause
mit großen Kosten neu herrichten und auch im
alten Stadtrecht von Lienz, von dem mir allerdings
nur eine Abschrift aus dem 16. Jahrhundert vor-
liegt, das aber in seinem wesentlichen Bestand viel
älter ist, finden sich mancherlei Privilegien, die sich
auf den Handel beziehen. So waren die Bürger
von Lienz in Talsach, Windischmatrei und weitem
in Oberkärnten zoll- und mauffrei, die Stadt durfte
an jedem Samstag einen Wochenmarkt und außer-
dem vier große Jahrmärkte und zwei Freimärkte
abhalten, die umliegenden Bauern konnten ihre
Produkte nur bei dieser Gelegenheit zum Verkaufe
ausbieten und durchziehende Handelsleute, die erst
zur Vesperzeit ankamen, mußten für gewöhnlich
in Lienz übernachten. Auch sonst erfahren wir man-
ches Interessante. So hatte die Stadt außer in den
Bannwäldern überall das Holzrecht, und zwar ohne
Zehentabgabe, und jeder Bürger konnte auf der
Drau und der Isel frei fischen (die der Herrschaft re-
servierten Strecken zwischen der Leisacher- und
Draubrücke und zwischen der Schloß- und Spital-
brücke ausgenommen). Die Stadtgemeinde hatte
auch das Recht, sich den Stadtrichter selber zu
wählen, nur mußte der Herrschaftsverwalter ihn
bestätigen. Der Richter hielt öftermal im Jahre
einen offenen Gerichtstag, zu dem jeder Bürger bei
Strafe erscheinen mußte. Wollte aber jemand kla-
gen, hatte er dem Richter zuvor eine Viertelmaß
Wein auf den Tisch zu stellen. Der Stadtrichter
war auch verpflichtet, „zu nutz der ganzen gemain“
den Gemeindefier zu halten. Wegen eines gewöhn-
lichen „ehrbaren“ Handels durfte er keinen Bür-
ger einsperren; war es aber „unehrbarer“ Handel,
so bildete der „Amblacher Thurm“ das Bürger-
gefängnis. Ohne Wissen und Willen der Bürger-
schaft sollte der Pfarrer keinen Gesellschaffspriester an-
stellen. Die Hausfrauen dürfte vielleicht interessie-
ren, daß schlechtes oder zu kleines Brod unter die
Spitalarmen verteilt wurde, daß zwei Männer wö-
chentlich einmal alles Mehlgerfleisch untersuchen
mußten, und daß man eine fremde Gans, wenn
sie durch eine Zaunlücke in den Garten eindrang,
zwar gültlich austreiben mußte, wenn sie aber über
den Joun flog, mit dem Kragen in einem gepol-
tenen „Stöckchen“ einklemmen durfte.

Schildern uns diese Bestimmungen des Lienzner
Stadtrechtes den idyllischen Alltag einer kleinen
Stadt, so erfahren wir aus anderen Akten von Un-
ternehmungen, die im 15. Jahrhundert ähnlich wie
auch sonst im Lande den Alltag plötzlich durch-
brachen, die Gemüter in Aufregung versetzten und

mit einemmale eine glänzende Zukunft heraufzuführen versprochen. In ganz Tirol setzte damals ein wahres Bergbaufieber ein und auch die Görzer wollten hier nicht zurückstehen. Ein Betrieb nach dem andern wurde eröffnet und 1486 betrieb Graf Leonhard Sterzinger Bergbeamte nach Trient, die eine eigene Bergordnung verfassen sollten. Da sich für das Jahr 1510 in Trient auch schon ein eigenes Berggericht urkundlich nachweisen läßt, muß damals der Bergwerksbetrieb bereits eine ziemlich Ausdehnung befehlen haben. In einer Tabelle vom Jahre 1538 werden in der Umgebung von Trient bis hinein nach Ainet, Alkus und Leibnig 26 Gruben aufgezählt. Aber trotz der häufigen Erzählungen vom reichen Ertragnisse der Trienter Bergwerke wird von den urkundlichen Belegen das Gegentheil weit wahrscheinlicher gemacht. Immer wieder bitteten die Gewerker, der Landesfürst möge ihnen Frohn und Wechsel, d. h. die Betriebssteuer, herabsetzen oder ganz erlassen. Schon 1518 gewährt Kaiser Maximilian den Gruben St. Sigmund und St. Ulrich „am Thurn zu Luenz“ diese Gnade, mit der Begründung, daß diese Gruben schon seit Jahren mit schwerem Schaden bebaut wurden und 1528 schreibt der Bergrichter aus Innsbrucker Regiment, die Trienter Gewerker seien meist unvermöglige Leute, die nur sehr schwer bauten. Ja, dem Bergrichter wurde 1532 sogar sein Sold von 100 fl. auf 60 70 fl. herabgesetzt, weil für den Landesfürsten aus dem Trienter Berggericht zu wenig Gewinn abfiel. Daß die Erze nicht allzu reichlich hergingen, beweist auch der Auftrag, den 1549 der Bergrichter von Innsbruck aus erhielt. Der Regierung war nämlich zu Ohren gekommen, daß einzelne Bauern reiche Goldfundorte wußten und daraus heimlich Erz an Benediger Händler verkauft hätten und sie befahl nun dem Richter, die betreffenden Bauern zu verhören und eventuell einzusperrn. Bei einem glänzenderen Bergbetrieb hätte man für solche Dinge, die sich vielleicht nur auf müßiges Gerede gründeten, kaum viel Zeit übrig gehabt. Einmal wird den Gewerker „zu unser Frauen im Thurn“ der Frohn erlassen, weil sie, wie es heißt, meist „arme Gesellen“ waren, trotz harter Arbeit immer Schaden hätten und allein von der Hoffnung lebten. Schon 1538 waren von den 26 Gruben nur mehr 9 belegt, und zwar nur mehr von 41 Knappen und 1567 werden sogar Welsche erwähnt, die in den alten, aufgelassenen Gruben zu bauen begannen. 1599 hatte die Trienter Schmelzhütte kein Dach und keinen Blasbalg mehr. Gewiß darf man annehmen, daß die Gewerker ihre Lage oft allzu schwarz ausmalten, um damit mehr Steuernachlaß zu erzielen, aber alles in allem kann man sich doch des Eindruckes nicht erwehren, daß dem Trienter Bergbau die Großkapitalisten fehlten und daß er es dabei wegen der geringen Betriebskapitalien nie zu einer rechten Blüte brachte. Besser mochte es um die Messinggruben stehen, die 1564 das erste Mal erwähnt werden und bis zur Franzosenzeit in Betrieb standen. Sie gaben auch der Messinggasse

ihren Namen. Es sollen zeitweilig 200 Arbeiter darin beschäftigt gewesen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem alten Büchlein vom Jahre 1817.

Von Franz Constantin, Student, Wien.

Vor kurzem fand ich in einer Bauernstube im oberen Pustertal am Hausaltar ein kleines Schriftchen, das mir wert schien, der Vergessenheit zu entziehen:

1817.

Wie man in der Karwoche die heiligen Rosenkränze beten soll.

1. An den grünen Donnerstage ist der erste zu beten stehend und zu betrachten wie Jesus und Maria von einander Urlaub genommen.

2. Der zweite ist zu beten sitzend und zu betrachten, wie die hl. Mutter Gottes gefesselt und erwartet, bis ihr Johannes die Botschaft gebracht, daß ihr lieber Sohn von den Juden gefangen war.

3. Der dritte ist zu beten kniend und zu betrachten wie Jesus am Desberg Blut geschwizet.

* * *

1. Am heiligen Karfreitag ist der erste zu beten gehend und zu betrachten, wie Jesus das schwere Kreuz auf den Berg Calvari getragen.

2. Der zweite ist zu beten kniend und zu betrachten, wie Jesus am hl. Kreuz hat Urlaub genommen.

3. Der dritte ist zu beten stehend und zu betrachten wie Maria unter dem Kreuz gestanden hat ihren lieben Sohn sterben gesehen.

* * *

1. Am heiligen Osteramstag ist der erste Rosenkranz zu beten gehend und zu betrachten, wie Maria ihren lieben Sohn zu dem Grab begleitet hat.

2. Der zweite ist zu beten sitzend und zu betrachten wie ihr lieber Sohn gesalbet und balsamirt worden.

3. Der dritte ist zu beten stehend und zu betrachten wie ihr lieber Sohn von den Toten auferstanden.

* * *

Welche solches mit Andacht beten und verrichten erlangen folgende Gnaden:

Erstlich: will Gott durch dieses Gebeth fünf und vierzig verstockte Sünder zur Buße bekehren die sonst zu Grund gegangen wären, und will sie aufnehmen zu der ewigen Freud und Glückseligkeit.

Zweitens: will er fünf und zwanzig arme Seelen aus dem Fegfeuer erlösen, was man für eine nehmen und haben will.

Drittens: will Gott sammt seiner lieben Mutter kommen an dem letzten End und seine Seele führen in die ewige Freud und Seligkeit.

Nachschick: Dieses ist gefunden worden bey dem heiligen Grab zu Jerusalem, mit goldenen Buchstaben geschrieben.

Unras.

Geschichte eines alten Pfliegerortes und einer alten Pfarre.

Von Koop. Carl Matzler, Unras.

Eines Tages sei noch gedacht, den 3. U. Kohrach (165) den denkwürdigsten in der Geschichte des Pustertals (der neueren Zeit wenigstens) nennt, des 16. Sept. 1882. „Es war keine Ueberschwemmung mehr, (was damals das Pustertal zwischen Brunek und Lienz heimlich) die Ortschaften wurden erdrückt von der immensen Menge des vom Hochgebirge herabgeführten Gerölls.“ Die Lienz bis Brunek; die Drau bis unter Leijach, die Isel besonders im Deseregg, der Thaler-, Krüßner-, Erl-, Willgraten-, Sertner-, Grieser- und Toblachbach, aber auch alle andern selbst die unscheinbarsten Bächlein verursachten einen Schaden, der in beiden Bezirkshauptmannschaften Lienz und Brunek mit nahezu 6 Millionen Gulden erhoben wurde, nicht eingerechnet die gewaltigen Verwüstungen an der Südbahn und der Reichsstraße (l. c.).“ Damit die Erinnerung an jenen Unglückstag nicht aus dem Gedächtnisse der Nachkommen entschwände, sei aus der erwähnten Kreiszeitung die Beschreibung der Wirkungen dieser graufigen Katastrophe im Bereiche des alten Unrasergerichtes und seiner Nachbarschaft hier mitgeteilt (Seite 8-9). „Die Zerstörungen, welche die Drau bei der Ortschaft Hof an dem Eisenbahnkörper anrichtete, spalten jeder Beschreibung. In kurzem war alles verschlungen, was auf die Trasse einer Eisenbahn schließen ließ und nur mehr ein gähnender unebener Abgrund und einige halb eingestürzte Bauernhäuser bildeten die Staffage des Bachlaufes. Unterhalb dieser Stelle weitet sich das Tal etwas, dann folgt auf sonst abfallendem Schuttkegel Abfallersbach, über welches, von Norden kommend, der Erlbach seine Schuttmassen auszubreiten drohte. Doch dieser wundte sich links und begnügte sich mit kolossaler Ueberschüttung der Felder. Indessen spalten die Fluten der Drau an der früheren Ueberschwemmungen stammenden gerölligen Halde, auf welcher einige Häuser von Abfallersbach sich angesiedelt. In nimmermüder Gefährlichkeit riß sie Stücke um Stücke in die Tiefe und damit auch eine Anzahl der Häuser. Nun gähnt dort ein immenses Schotterfeld. Weiterstürzend verwüstete die Drau die Talsohle beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung, die Reichsstraße verschwand, selbst die ehrwürdigen Stämme des Mittewalder Forstes vermochten nicht zu widerstehen und ein unentwirrbares Chaos von Bäumen, Steinen u. dgl. kennzeichnete den zerstörenden Weg, den der Fluß sich gewählt. Doch die ansteigende Lage des Waldes wies die Wässer wieder naturgemäß nach ihrem Bette in der Sohle des Tales; damit wurden sie an die Fundamente des am Berghange hinziehenden Schienenstranges geworfen und wo diese nicht aus kompakten Felsen bestanden, versanken sie unrettbar. Auf lange Strecken verschwanden so auch hier wieder die Geleise,

u. wo sie auf Felsen fußend nicht abslürzen konnten, da hingen sie gebogen und geknickt den Abhang hinunter. Das war die Szenerie gegen die Haltestelle Mittewald. Diese selbst stand in größter Gefahr, da nicht nur die Drau, sondern auch der von Norden kommende Christinabach verwüstend arbeitete. Beide vereint vollführten sie unterhalb Mittewald das gleiche Zerstörungswerk am Eisenbahndamm wie oberhalb der Haltestelle. Die ganze Strecke Mittewald-Thal zeigte eine selten unterbrochene Reihe totaler Bahnerstörungen; am schauerlichsten wurde das Bild gegen Thal, wo rechts der berühmte Gamsbach, links der Thalerbach in die Drau stürzten, — ein einziges Schuttmeer dehnte sich hier an der Stelle der Bahn und der Reichsstraße aus. Die Station Thal entging nur mit knapper Not der Zerstörung. Sodann aber folgt jene schluchtartige Talenge, welche an der aus den Zeiten der Franzosenkriege bekannten Lienz-Klaufe den engsten Punkt erreicht. In dieser Tal-schlucht, die nur der Drau ein enges Bett bot, neben welcher die Reichsstraße und Eisenbahn dem nördlichen Gebirgshang ihr Tracé abtrogen mußten, erreichte die Zerstörung durch die Wässer ihren Höhepunkt. Wie die Drau einmal die Fesseln ihrer eindämmenden Ufer an mehreren Stellen gebrochen, da kannte sie keine Grenzen mehr. In ihrer Macht gestärkt durch die Trümmer der unterwaschenen Uferhänge stürmte sie gefräßig vorwärts, riß immer mächtigere Strecken der brüchigen Berglehne und damit auch die an derselben huziehende Eisenbahn mit sich fort, bis sie in vielfach verbreitertem Bette ruhigeren Laufes aus dem Tale treten konnte. Die kirchturmshohen Abbrüche der Berglehne gerade unterhalb der historischen Lienz-Klaufe werden noch lange von diesen Tagen Zeugnis geben.“ Kaum war zur Not eine provisorische Verkehrsmöglichkeit (Wagen zwischen Lienz und Brunek und Bahn-Teilerkehr) eingerichtet, als sich am 28. Okt. das Unglück infolge neuerlicher Regenquäße wiederholte und alles vernichtete, was inzwischen von fleißigen Händen war geschaffen worden.

Unras und Aßling litten durch die Zerstörung ihrer in der Talsohle gelegenen Gründe, sowie namentlich auch durch vielfältige Abrutschungen. Es sollen noch die in den einzelnen Gemeinden des tirolischen Drautales erhobenen Schadenssummen folgen. Arnbach 114.047 fl.; Sillian (mit Sillianberg) 102.098 fl.; Inner- und Außeroillgraten 248.523 fl.; Ober- und Untertilliach, Kortitsch und Hollbruck 80.085 fl.; Ponzendorf 83.750 fl.; Strassen und Tessenberg 95.059 fl.; Abfallersbach 104.586 fl.; Unras 76.441 fl.; Aßling 97.233 fl.; Bannberg und Burgfrieden 6.386 fl.; Leijach 69.640 fl.; Lienz 18.508 usw. (Brunek dagegen 429.933 fl.; Welsberg 329.047; Olang 234.019 fl.). Der Herbst und der Winter 1882 waren jedenfalls für Ostpustertal eine Zeit, „wie sie trauriger kaum eine Generation der Pustertaler erlebt haben dürfte.“

Historia magistra -- die Geschichte soll eine Lehrmeisterin sein; dann sollen diese Bruchstücke einer Anraser Chronik zwei Dinge lehren:

1. daß im Leben der Völker und Gemeinden wie in dem des Einzelnen Regen und Sonnenschein wechseln; sie sollen in den Tagen der heiteren sonnigen Freude nicht vergessen lassen, daß auch Regentage, Tage mit trübem Himmel, mit gewitterschwangeren Wolken sich einstellen werden; doch sollen sie auch in die trüben, traurigen Zeiten Hoffnung auf die sicher kommenden Sonnentage tragen;

2. daß die Heimat vieles, ja alles wert ist. Die Väter haben die Scholle gebaut mit Mühe und Schweiß, wie heute die Söhne. Wassersnot und Feuersbrünste, Kriegsleiden und Mißjahre konnten sie nicht vertreiben; soll unser Geschlecht, das das eiserne Bad des Weltkrieges hinter sich hat, schwächer sein, soll es abfallen von der Art der Alten, der früheren Generationen?

Der Boden, der den Schweiß der Väter aufsaugt, sei den Jungen heilig und wer ihn brüt, der wird der Herr nicht verlassen! Hat doch Gott selber den Keim der Heimatliebe in unsere Brust gelegt.

5. Kunstgeschichtliches.

Nachdem wir mit der Geschichte von Anras einigermaßen vertraut sind, darf es nicht Wunder nehmen, in Anras trotz seiner heutigen Bedeutungslosigkeit und abseitigen Lage verhältnismäßig zahlreiche und bedeutende Kunstwerke von zum Teil hohem Alter anzutreffen. Die Tatsachen, daß die Pfarre in hohes Alter hinaufreicht, daß Anras sich eines bischöflichen Beamten war, daß die Bischöfe selbst ihre Sommer- und Jagdferien oft dahier verbrachten, daß die Besiedlung nicht nur eine alte, sondern auch eine ziemlich dichte war, das alles und wohl noch anderes sind Gründe für den verhältnismäßig großen Reichtum an Kunstschätzen; jedoch sei im Voraus bemerkt, daß es sich fast durchaus um kirchliche Kunstschätze handelt und zwar dürfen alle vier Kirchen als solche gelten.

1. Die Pfarrkirche. In seiner „Kunstgeschichte Tirols“ (Seite 110, wofelbst sich auch Pläne wie Grundriß und Längsschnitt, Außenansicht und Bilder von Teilen der alten Kirche finden), bringt Ab die Erbanung der alten Pfarrkirche mit den Ältern von Anras in Verbindung und nennt die Kirche „eine eigentümliche Anlage, wie man sie in einem einsamen Dorfe eines Mittelgebirges in Tirol kaum erwarten sollte.“

Eigentümlich, ja als ein Monstrum erscheint der ganze Baukomplex in seiner heutigen Form: die neue Kirche durch die Totenkapelle mit dem alten, durch Zubauten gewaltig vergrößerten Pflughaus zu einer Einheit verbunden, stellt in der Tat eine am Lande selten zu sehende nach Zweck und Stil verschiedengeartete Gebäudemasse dar.

Eigentümlich war aber auch schon die ursprüngliche heute noch gut erkennbare Anlage der alten Kirche an sich: ein Rechteck von gegen 20 Meter

Länge und 11 Meter Breite (im Innern 16.50 × 8.20 Meter), west-östlich gerichtet; im Westen vom benachbarten alten Pflughaus durch eine Vorhalle getrennt, die, später überwölbt, dem Bischof als Bethor mit Einsicht in die Kirche gedient hat (heute Ausgang des Pflughausgebäudes); die Ostmauer war so massiv angelegt, daß die Apfiss Altarische -- darin Platz hatte, ohne im mindesten nach Außen hervorzutreten, sodaß also die Kirche nach allen Seiten hin geradlinig abschloß (Ab); die vielfach in alten Kirchen auftretende Kreuzform ward durch zwei in das Kircheninnere vorspringende, den Altarraum (Chor) vom Schiff trennende Mauern betont, so daß nur ein Rundbogen von ca. 3.20 Meter Chor und Schiff verband; über dem Chore erhob sich eine Kuppel, die durch kleine Gemülbjuche an den vier Ecken in die Achteckform übergeleitet wurde und eine Lichtweite von ungefähr 3.50 Meter hatte.

Wenn die Kirche, was sehr wahrscheinlich ist, noch vor dem Jahre 1200 gebaut worden ist, (dafür spricht das Alter der Pfarre, sowie ganz besonders die Verwandtschaft dieser Kirchenanlage mit der Johanneskirche in Brigen, welchen Umstand Dr. Weingartner in seinen „Kunstdenkmälern Südtirols“ I. Seite 5 ff wiederholt betont), so ist sie gegen 1300 schon wenigstens in Bezug auf die Kuppel einem Umbau unterzogen worden; das Mauerwerk der Kuppel, die sich ungefähr 4.5 Meter über die ehemalige flache Holzdecke der Kirche erhebt, spricht in seiner regellosen, groben Anordnung für die Zeit (etwas vor 1300) und ebenso die Malerei, deren zum Teil sehr verblasste und verdorbene Reste heute noch sichtbar sind; auch dürften um diese Zeit die zwei schräg gestellten aus Mörtel verfertigten Kragstein-Ornamente, nach oben mit steinernen Voluten -- Schneckenornamenten -- schließend, an der Dacheite der Turmwand angebracht worden sein. Die Spuren der flachen Holzdecke sind noch zu sehen: zum Teil Balkenreste, zum Teil Löcher in den Seitenmauern, worin die Tragbalken in einer Höhe von 8 Metern über dem Kirchenboden eingemauert waren.

Die Malerei in der Kuppel entstammt, wie bemerkt, der Zeit der romanischen Periode, ungefähr 1300; sie besteht aus folgenden Ornamenten: Bordüren mit eingemalten Blättern an den vier Achteckjochen; großer Stern an der der Kirche zugewendeten Oberseite der 4 Joche; Sternenhimmel in der Kuppel selbst und über dem rings herumlaufenden einfachen Steingefimse zwei wagrechte Streifen, zwischen denen Sterne gemalt sind, alles in gelb-grün-brauner Farbe. Diese Malerieste sind deshalb besonders beachtenswert, weil Sternenhimmel und Sternornamente als Gewölbeschmuck wenigstens in Tirol in der romanischen Malerei bisher nicht bekannt geworden sind. Reste von noch nicht bestimmter dekorativer Wandmalerei finden sich -- unter mehrfacher Lünche -- auch in den ehemaligen Kreuzormen (heute Turmaufgang), zum großen Teil sehr dunkel in der Farbe gehalten oder vom Rauch geschwärzt.

Im 15. Jahrhundert ist die Gotifizierung der alten romanischen Kirche erfolgt. (An der Südwand des Turmes ist ein bischöfliches Wappen noch teilweise sichtbar; könnte es enträtselt werden, so würde man vielleicht auch die Zeit der Gotifizierung genauer bestimmen können.) Die alte Flachdecke verschwand, an ihre Stelle trat ein einfaches gotisches Gewölbe, wie es in der Totenkapelle heute noch sichtbar ist, auch die Kreuzarme wurden gewölbt, ebenso die Kuppel, so daß der zwischen dem alten Kuppel- und dem gotischen Neugewölbe entstandene Raum als Läuerraum verwendet werden konnte, denn der Turm war erhöht, seine acht Seitenwände mit spitzen Giebeln überhöht, ein achteckiger Helm ihm aufgesetzt worden und Glocken konnten nun darin aufgehängt werden. Die Kuppel wurde herzlos durchlöchert und dient, seitdem nach dem Bau der neuen Kirche die Glockenseile bis zu ebener Erde geführt wurden, nur mehr als Aufbewahrungsort für alten und neuen Plunder.

In der Kirche wurden drei Altäre aufgestellt: der Hochaltar, dem Kirchenpatron, dem hl. Stefanus, geweiht; er wurde, wie aus einer Weiheurkunde hervorgeht, 1711 erneuert und durch Fürstbischof Kaspar Ignaz am 28. August desselben Jahres geweiht; der Muttergottes- und der Sankt Michaelsaltar. Vom Hochaltar hat sich nichts in unsere Zeit herabgerettet; aus dem Marienaltar stammt jene spätgotische Madonnenstatue (umgekehrt 1520), welche heute auf einem Postamente an der Evangelienseite in der Kirchenschiffsmitte ihren Platz hat und die bei Prozessionen noch von den Jungfrauen umgetragen wird; der St. Michaelsaltar aber ist noch ganz erhalten, er steht heute in der Totenkapelle. (Das älteste Urbar der Pfarrkirche von ca. 1500 spricht von einem Katharinenaltar; der Lechner zu Nied zinst auf diesen Altar jährlich 12 kr.; möglich, daß damit der St. Michaelsaltar gemeint ist, dessen rechter Flügel das Bild dieser Heiligen in Relief trägt.)

Ueber die sonstige Einrichtung der Pfarrkirche sind wir schlecht unterrichtet, daß 1645 noch kein Beichtstuhl in der Kirche selbst stand, sondern nur in der Sakristei wissen wir aus dem Visitationsprotokoll dieses Jahres. Als die Visitatoren 12 Jahre später, trotz des früher erlassenen Befehles, noch keinen Beichtstuhl in der Kirche antrafen und dies dem Pfarrer gegenüber bemängelten, verteidigte er sich damit, daß er sagte, die Beichten müßten privatim offenbar in geschlossenem Raume — abgenommen werden, weil die meisten seiner Pfarrkinder an schlechtem Gehör zu leiden hätten (ob defectum auditus quo plerique parochiani laborant), also seien Beichtstühle in der Kirche überflüssig.

Kanzel und Tabernakel wurden 1683 renoviert; der Bildhauer Christoph Egger von Pienz, die Maler Bieli (auch Figelli geschrieben) von Innichen und Christoph Trener, sowie der Tischlermeister Franz Koch von Sillian wirkten dabei mit. Bieli und Trener hatten öfter Faymalerarbeiten für die Kirche geleistet, so ersterer 1677, als er „wegen eines gefassten und vergüllten Bilts“ 1 fl. 12 kr. erhielt,

Trener, dem 1687 „wegen Fassung von unseres Herrn Himmelfahrtspilt vnd vier Engel“ 19 fl. gezahlt wurden; die Himmelfahrtszeremonie scheint erst in diesem Jahre eingeführt worden zu sein, denn im gleichen Jahr verdient ein Maurer 1 fl. 16 kr. „mit Maching der Löcher wegen der Engel zur Himmelfahrt.“

Ein hl. Grab besaß die Kirche schon 1678, denn in diesem Jahre mußte das „Grabturl“ repariert werden und 1700 wurden für „zwei Ampeln und sieben Gleser zum Grab“ 21 kr. ausgegeben. Auch der Gebrauch der „Charfreitagratschen“ war bekannt, 1679 mußte sie von einem Zimmermann ausgebessert werden. Als Besonderheit der Charwuchenzeremonien sei angeführt, daß die Patnwähe im Freien stattfand, wie das alte Agendarium oder Diolarium von 1630 (Verzeichnis der zu haltenden Gottesdienste) bemerkt.

Der Turm, wie früher erwähnt, erhöht und gotifiziert, erhielt nach und nach 5 Glocken: eine uralte gotische ohne Verzierung und Inschrift; eine größere vom Jahre 1533 mit den Bildern der 12 Apostel (die von Oktober 1925 ab in Döbrioch, Oberkärnten, Dienst tut), zwei Glocken von Adam Sterzer in Anras selbst 1633 gegossen, von welchen die kleinere später durch eine Grafmairglocke ersetzt wurde, und das 1722 gegossene St. Antonisglocklein.)

Der Friedhof nahm den Raum um die Pfarrkirche ein. Als nähere Bezeichnung des Begräbnisortes dient bei einem verstorbenen Kinde des Pflegers Jakob Leopold v. Schwarzenhorn 1657 die Bemerkung: „vor St. Gregori Bildnis“; es dürfte sich wohl um ein altes Bild handeln, das der von der Südwand des Pfleghauses — einst Kirche — abbröckelnde Mauer nun freizugibt, leider nur Buchstabe. Ein altes St. Christophsbild ist an der Nordseite der Kirche unter der abfallenden Lände zu erkennen, es stammt aus frühgotischer Zeit, umgekehrt um 1400.

Auch die alte gotische Kirche mag, wie ihre Ueberreste von Bau und Ausattung bezeugen, ein schmales Kirchlein gewesen sein, aber jedenfalls war sie viel zu klein und in keiner Weise imstande, die Mehrzahl der Pfarrangehörigen aufzunehmen. Von einer Bauauffälligkeit der Kirche melden die Akten nichts, einzig nur der Umstand, daß die Kirche „unbrakt, unfürmblich u. eng“ sei, hervor die Gemeinde, durch ihren Pfarrer Peter Schraffl beim Konsistorium in Brigen um die Erlaubnis zur Erweiterung der Kirche zu bitten (Zäuner 1751). Am 30. Jänner 1751 teilte nämlich das Konsistorium dem Pfarrer mit: weil sich die Gemeinde zur Lieferung von Kalk, Stein und Holz und zur Verpflegung der Tagwerker herbeilasse, weil auch einige

*) Adam Sterzer, der uns in der wunderschönen Äscher Mariabitt-Glocke einen Beweis seiner Tüchtigkeit hinterlassen hat, stammte, — nach Karl Walther, Glockenkunde p. 882 — aus Bayern und war dann in Brigen ansässig; er gab 1617 drei Glocken für Jenefien und in Gemeinschaft mit Hans Weinpuech aus München eine Glocke für Schlanders, 1625 zwei Glocken für Vich, 1688 zwei für Anras und eine für St. Justina. Die Brigner Matriken kennen nach gilt ger Mitteilung von dort seinen Namen nicht.

Gultäler „aufgestanden“ und die Gotteshäuser im Pfarrgebiete in der Lage seien, von ihren Kapitalien „etwas herdann zu lassen,“ wolle man auf die Bitte der Gemeinde eingehen; gleichzeitig werden Bauplan und Kostenooranschlag verlangt. Ein Schreiben des Konsistors vom 27. Februar d. J. spricht schon vom Neubau der Kirche und erteilt die Erlaubnis dazu unter folgenden Bedingungen: 1. Die Gemeinde muß sich zur Erfüllung der vorhin genannten Versprechungen rechtsgültig verbinden. 2. „Die anzuhoffende“ Geschenke-Summe von 1900 fl. muß gesichert sein. 3. Aus dem Vermögen der Gotteshäuser dürfen nicht mehr als 1200 fl. entnommen werden. Durch die nächsten Monate ziehen sich Meinungsverschiedenheiten zwischen Konsistor und Gemeinde; der Plan der Gemeinde entspricht dem Konsistorium nicht, das den Hofmaurermeister Simon Nieder nach Anras entsendet und den Plan dieses letzteren will die Gemeinde nicht annehmen. Die Entscheidung wird dem Fürstbischöf anheimgestellt, der die Wünsche der Anrafer zu erfüllen geneigt ist, jedoch erst, wenn die Gemeinde u. a. auf folgende Fragen beruhigende Auskunft haben wird: „aus was für Waldung das erforderliche Bauholz hergenommen werden wollte, ohne hierin solche zu schädigen, Wassergerfahr oder Lahnen zu befördern oder auch die Wildprädikend zu eden“; ob die Gemeinde bereit sei, ohne die Kammer zu belasten, „den Gang zur Khrchen, wie dermalen“ herzustellen (gedeckter Verbindungsgang zwischen Pflieghaus und Kirche) etc. Die Antwort muß befriedigend ausgefallen sein, die weiteren Verhandlungen wickelten sich glatt ab und am 22. Juli 1752 wurde Priester Franz de Paula Benz als „Vaudirector“ nach Anras abgeordnet.**)

Benz hat sich, trotzdem er gerade damals am Brigner Dom beschäftigt war, alsbald ans Werk gemacht und noch 1752 den Kostenooranschlag eingereicht. Er rechnet darin mit je 1526 Mauererschichten für Aufmauerung und Gewölbe, für Verputz und ebenjovielen für Raucharbeit, (die beiden ersteren Gruppen zu 10 kr., die letzten zu 6 kr. pro Tag), mit 900 Zimmermannschichten, 360 Maurer- und Zimmermeisterschichten (48 kr.); mit 50.000 Schindeln etc. (Benz kommt auf die Summe von 2500 fl. — ohne die von der Gemeinde zu leistende Materiallieferung und Kost, und hat sich im ganzen um kaum 300 fl. geirrt, wohl auch ein Zeichen, daß er im Boufsache kein Fremder war!)

**) Benz war geboren zu Navis i. J. 1707, studierte Theologie, wurde 1753 zum Pfarrer in Tels in Stubai ernannt, als welcher er 1772 starb. „Giltüber Eifer für die Ehre Gottes und der Kirche, verbunden mit unerlöschlicher Verunstreue und Tatkraft. . . Talente und Kenntnisse im Berufe, sowie überhaupt seine Anlage, Neurs zu schaffen, befähigten ihn in besonderer Weise zum „Diözesanarchitekten“ und als solcher muß er bezeichnet werden, denn er baute in Tirol 14 Kirchen neu, leitete bei zweien den Umbau und schuf 8 Pfarrwidums; unter den Neubauten ulimnt die Willener Pfarrkirche den hervorragenden Platz ein; in Osttirol baute er außer der Pfarrkirche in Anras auch die in Oberilltaad. Der Bau des Brigner Domes wurde unter seiner Leitung vollendet. Linkhauser II. 86.

Die Baukosten sollten bestritten werden: 1. durch freiwillige Spenden 1900 fl., 2. durch Beiträge der Kirchen: Pfarrkirche 500 fl., Nisch und St. Antoni je 300 fl., Ried 100 fl., zusammen 3100 fl. 3. auf jede der 60 Huben der Gemeinde entfielen, auf zwei Jahre verteilt, folgende Leistungen: 12 Vierling Roggen, 6 Vierling Weizen, 1 Vierling Neugerste, 1 Vierling Haiden, je $\frac{1}{2}$ Vierling Bohnen, Erbsen und Salz, 3 Maß Mohu, 28 Pfund Schmalz (zu je 12 kr.), außerdem mußten Küss- und Bauholz, Fleggen, Schindein, Kalk, Stein und Sand zum Bauplatz gestellt werden. An der Hand der heutigen Preise läßt sich unschwer ausrechnen, welche Opfer von Seiten der Anrafer gebracht werden mußten. Sonntag für Sonntag seien die Leute zum Gottesdienst erschienen. Mann und Weib, alt und jung, jeder trug seine Last Steine oder Sand, so weiß die Ueberlieferung noch zu melden, ja auch ein weißes Köhlein sei auf einmal da gewesen und habe unermülich bis zum Schlusse des Baues ungläubige Lasten zum Bauplatz geschleppt, sei aber nach Fertigstellung der Kirche plötzlich und spurlos verschwunden; — wohl ein Anklang an Graf Leonhard des letzten Görzers Schmarerl, der am Bau der Kartitischer Kirche so wacker mithalf? — der Kirchenbau in Anras, so weiß das Volk ebenfalls, soll soviel Hunderter gekoitet haben als der Pflieghausbau Tausender; nach Seite 118 dieser Arbeit ist dies eine bloße Sage.

Die Feier für die Grundsteinlegung für die neue Kirche erfolgte am 25. Juli 1753. Zwei Tage darauf ereignete sich schon das erste Unglück: Beim Steinführen verunglückte durch Zusammenbrechen des Wagens Kassian Mascher, Hanfer in Nisch. Zwei Arbeiter starben während des Baues. Weit köhl von Arams und Andreas Muiz (?) von Navis; von letzterem heißt es in den Matriken, er sei ein Muster von Wahrhaftigkeit und Tugend gewesen und habe am Kirchenbau nur zur Ehre Gottes, um die bloße Verpflegung, als Tischler gearbeitet.

Die Kirche wurde bis Winter 1755—56 soweit fertiggestellt, daß Pfarrer Schraffl die Erlaubnis erhielt, sie benedizieren zu lassen, was auch durch Dekan Kurz von Innichen am 3. Februar 1756 geschah. Die Kirchenstuhlverteilung vom 2. April 1756 sagt, daß die Kirche „bis auf die Altäre und einige wenige Abgänge“ vollendet sei. Jedoch erst am 11. Juli 1762 nahm Fürstbischöf Leopold die Weihe der Kirche und des Hochaltars und zwei Tage später auch die der Seitenaltäre vor.

Als besondere Wohltäter des Kirchenbaues werden erwähnt: Frau Maria Hoffstetterin v. Blazoll, Pfliegerswitwe, die ut summa benefactrix 1762 in der Kirche begraben wird; Josef Mair v. Graiden, gemeiniglich „der heilige Nleder“ genannt und nicht zuletzt Koop. Alois Manr, der als Baukassier einen Großteil der Arbeitslast trug, seine Kornsammlung (60 Vierling) zu Gunsten des Baues abtrat und überdies 50 fl. spendierte für die Bemalung der Faerlata, kein Wunder, daß die Gemeinde um seine Belassung bat — allerdings ohne

Erfolg —, als er nach St. Johann i. Ahrn verlegt wurde.

Die heutige Kirche bildet eine mächtige Halle mit Tonnengewölbe ohne Rippen, einem etwas eingezogenen, kreisrund abschließenden Presbyterium und nur wenig hervortretenden Kreuzarmen. Die Maße der den heutigen Verhältnissen nach bedeutend zu großen Kirche sind, im Innern gemessen: Länge des Schiffes 25 Meter, des Presbyteriums 9 Meter, Breite des Schiffes 12 Meter, Höhe bis zum Scheitel des Gewölbes 13,50 Meter. Die Kirche ist sehr lichtreich: vier Rundbogenfenster im Presbyterium, 11 ebensolche im Schiffe, ein Rundfenster, zwei Rundbogen- und 2 Rechteckfenster an der Fassade, sowie halbkreisförmige Oberlichter über den Rundbogenfenstern oberhalb des Gesimses lassen eine wahre Flut von Licht ins Innere strömen.

Die Wände sind durch je ein Paar nur schwach hervortretende Pilaster zwischen den Fenstern und durch ein Gesims gegliedert, das sich in einer Höhe von 8 Meter durch die ganze Kirche zieht.

Nach außen macht die Kirche einen ziemlich einfachen Eindruck. Die Mauer weist dort geringe Ausladungen auf, wo im Innern Pilasterpaare die Fläche unterbrechen, im übrigen ist sie architektonisch völlig ungliedert.

Das Dach aus Schindeln, die wohl noch das kirchenbauende Geschlecht von anno 1754 hat stellen müssen, ist gemauert, wie alle größeren Bauten in der Umgebung der Kirche Halbwalmdächer tragen: Pfleghaus, Widam, Schwester, Schule, Mairjäger, Peintner.

Des Turms erfuhr beim Kirchenbau keine Veränderung; wohl war der Antrag, auch den Turm um 30–40 Werkschuh zu erhöhen, aber man hat wohl bei der Untersuchung des Fundamentes gefunden, daß er, nur auf der Ostmauer und dem ehemaligen Chorbogen ruhend, eine Erhöhung nicht vertrage und so muß man sich's heute noch gefallen lassen, daß der Dachstuhl des Pfleghauses bedeutend über die Schallböden des Turmes emporragt. Daß der alte Turm unverändert bleiben mußte, ist für das Gesamtbild nur eine Wohltat, denn in seiner alten eigenartig gegliederten Form bildet er, bescheiden sich über das bewooste Dach der alten Kirche erhebend, einen wohlthuenden Gegensatz zur Wucht der neuen Kirche und zur ungegliederten Massigkeit des neuen Pfleghauses. Im Turm hängt seit Pfingsten 1925 ein musterhaft stimmendes Geläute der Glockengießerei Grafmayer in Wilten, Gs., F., a., b., des, im Gesamtgewicht von 3100 Kg.

Der einfache Eindruck, den das Äußere der Kirche macht, verrät in keiner Weise die herrliche Ausstattung des Inneren, dessen kostbarster Schatz die Knoller-Gemälde sind. Die Unraser Kirche besitzt in ihnen das erste selbständige Werk dieses Meisters.***)

***) Martin Knoller, zu Stelnach am Brenner 1728 geboren, gestorben 1804, war ein Schüler Paul Trogers und zählt mit seinem Meister und einem andern Schüler desselben, Johann Holzner, zu den drei hervorragenden

Knoller übernahm die Arbeit, als er 1753 Wien und seinen Meister Troger verließ. Er hatte die Aufgabe, eine jeder Stukverzierung entbehrende Kirche vollständig auszumalen, und er tat dies hier zum erstenmal, wie auch später oftmals, ohne einen Stukkateur beizuziehen, indem er die sonst gewöhnlich gebräuchliche Stukornamentik durch die Kunst seines Pinsels ersetzte.

Die Seitenwände erhielten die Brustbilder der zwölf Apostel auf Wolken thronend. Drei Deckengemälde im Presbyterium, im Langhaus und über dem heutigen, damals noch nicht angelegten, Musikchor stellen die Anbetung des Lammes, die Glorie des hl. Stephanus und die Auffindung seines Grabes dar. Wohl verrät das Werk, wie die Kenner sagen, noch die Hand eines Unfertigen, aber immerhin die eines kommenden Meisters. Alle die vorzüglichen Eigenschaften, die seinen Namen später berühmt machten, sehe man hier schon im Keime, wenn auch seine Fehler stärker hervortreten. Ungeteiltel Befall von Seiten der Kunstwissenschaftler findet die grandiose Nachahmung der Stukornamentik: Emetten über den Rundbogen-Oberlichtern, Muscheln und Bouquetons in den künftigen Kappen und Zwickeln, doch alles so zart und leicht und gefällig, daß es den Gemälden gegenüber als durchaus untergeordnet erscheint. So jagen die, welche die Gemälde vor der verunglückten Restaurierung im Jahre 1914 sahen. Die Zartheit der Farben ging damals unter der Hand des Restaurators unter, und das war auch der Grund, warum die Restaurierungsarbeiten eingestellt wurden, ja werden mußten, selbst an der einer gründlichen Schutzungsarbeit schon damals höchst bedürftigen Fassade, an welcher das Gerüst bereits aufgestellt war. So kam es, daß die Fassade, zu deren Schutz nichts geschah, heute in einem geradezu jämmerlichen Zustand sich befindet, ja direkt lebensgefährlich ist. Und doch hat sie noch die einzigen nicht restaurierten, also ihres ursprünglichen Wertes nicht beraubten Reste Knollerscher Malerei: Das Bild des hl. Stephanus über der Eingangstür, Fensterumrahmungen, seitlich zwei imitierte Pfeiler mit reichen Kapitelen.†)

Für seine Malerei erhielt Knoller nach der „Bau- und Kostenspezifikation“ formiert am 1755 von baudirector Pöng“ 408 fl. und 50 fl. für die „Malung der Facciata“, gewiß eine bescheidene Summe; die Akten melden jedoch nichts von einer Unzufriedenheit des Meisters, wie sie 1796 zutage trat, als er für die Pfarrkirche in Niederdorf ein Altarbild malen sollte und dem Pfarrer der verlangte Preis von 550 fl. zu hoch schien; damals schrieb Knoller

Barockmalern. Ueber ihn und seine Werke schreibt ausführlich Dr. Pöpp in der Zeitschrift des Ferdinandeums III. Folge, 48. Heft.

†) Dr. Pöppsteher geneigt die Fassadenmalerei Knoller ab, als zuzusprechen. Dr. Garber jedoch erklärt sie als unzweifelhafte Arbeit Knollers; ein Bild des hl. Antonius am Bobnerhaus in Unras schreibt Garber einem unbekanntem Gehilfen Knollers zu, da es aus der Zeit des Kirchenbaues stammt und in Manchem an Knoller erinnert.

an den Pfarrer: „Künsten und Wissenschaften werden mit nach dem Schuch gemessen!“ In einfachster Form hat der Meister sich in der Anraser Kirche verewigt: in einer Muschelverzierung am Triumphbogen liest man die kurzen Worte: Martinus Knoller pinxit 1754. Knoller scheint später mit diesen seinen ersten Gemälden unzufrieden gewesen zu sein und soll sich erboten haben, die Kirche neu auszumalen, wenn ihn die Kosten für Farben ersetzt würden; die Gemeinde ging auf diesen Antrag nicht ein, weil sie zu schätzen wußte, welchen Wert die ersten Gemälde des Meisters hätten — ein Wink für das heutige Geschlecht, die Fassade mit den letzten Resten unberührter Knoller-Gemälde doch nicht „dem Zahn der Zeit“ zum Opfer fallen zu lassen („Der Zahn der Zeit“ ist überhaupt ein beliebter Uebeltäter, der so oft die Schuld nachlässiger Geschlechter übernehmen muß!).

Die drei Altäre der Kirche, denselben Heiligen geweiht wie die der alten Kirche, sind herrliche Schönwerke der Barockkunst; ihre heutige vornehme abseht nicht prohige Fassung in Gold, hellbrauner und serpentingrüner Farbe erhielten sie ebenso wie Kanzel, Speisegeländer und Engeskasten 1855 durch den als Altarbauer bekannten Kunststicker Josef Stauder ††).

Das Hochaltarbild stellt die Steinigung des hl. Stephanus dar und stammt von Anton Zoller, 1755. †††)

Ein besonders hübsches Bild ist das der unbefleckten Empfängnis am Seitenaltar der Evangelienseite, leider nicht signiert, stammt aber aus der Zeit vor ca. 1720. Die Muttergottes ist nicht in jener steifen unbelebten Haltung dargestellt, wie wir sie an den meisten Immaculata-Statuen und Bildern sehen müssen, sondern steht mit wehendem Gewande, ganz lose gefalteten Händen, den jungfräulich reinen Blick offen zum Himmel wendend auf der von der Schlange umspannten Erdkugel. — Der andere Seitenaltar (Bild: St. Michaels Kampf mit dem Teufel, heilich Erzengel Gabriel mit der Lilie und offenbar als Vertreter Rafaels — Tobias mit dem Fische) enthält in einem schönen Barockschrein die Gebeine des hl. Martyrers Felizian, welche am Tage der Sekundiz des Pfarrers

††) Gestorben 1884 im Alter von 89 Jahren, aus Serten stammend, ein Bruder des Valentín († 1896) und des Jakob († 1881). Valentín war der eigentliche Altarbauer; in München gebildet, übersiedelte er, da er, in seine Heimat zurückgekehrt, bald größere Aufträge erhielt, 1815 von Serten nach Zünichen, wo er Haus und Werkstätte kaufte, die heute dem Hollauer gehören. Im Verein mit seinen beiden Brüdern baute er 72 Altäre. (Nach gültiger Mitteilung des Pfarramtes Serten.) In Ostirrol finden sich nach Linkhauser Arbeiten aus seiner Werkstätte in Stragn, St. Jakob i. Def. und Oberilltach.

†††) Anton Zoller war zu Telfs im Oberinntal geboren, bildete sich zuerst in Innsbruck, dann in Wien aus, 1738 ließ er sich in Hall nieder, wo er 15 Jahre später starb. Unter vielen anderen Kirchen malte er auch die Pfarrkirche in Oberilltach. Von seinem Sohne Josef Anton Zoller (1730–1791), entstammt u. a. die Ausmalung der Frauenkirche in Wsch, der Kirche zu Niedervintl und des Frauenkirchleins („Stöckl“) bei S. Stegmund im Pustertal.

Schraffel, am 24. Sept. 1758, feierlich dort eingefest worden waren (seit dieser Zeit tauchen in den Matriken die vielen Felizian auf). Die Kanzel, in Stil und Fassung den Altären öhulich, trägt an der Vorderseite ein feines Relief: Moses vor dem brennenden Dornbusch. Die Kirche besitzt auch eine Statue der Unbefleckten von Trenkwalder und eine Herz-Jesu-Statue von Alois Winkler (Innsbruck 1910).

Der sehr einfache, mächterne Orgelkasten, in keiner Weise zur übrigen Einrichtung der Kirche passend, wurde ungefähr 1830 aufgestellt und beherbergt nun seit Pfingsten dieses Jahres das modernste Orgelwerk Ostirrols, eine pneumatische Orgel von 2 Manualen, mit 25 klingenden Registern, Schwellwerk, Crescendotritt und 7 Kupplungen, 5 Kollektivzügen etc., ein Werk der Orgelbauanstalt Gebrüder Mayer in Altenstadt bei Feldkirch.

„Wie alle Kirchen, die Franz de Paula Penz zum Erbauer hatten, fällt auch die Kirche in Anras durch ihre Größe im Verhältnisse zur Einwohnerzahl und die schlichte äußere Aufmachung auf. Andererseits zeigt sich aber auch hier in der Berufung Knollers zur Ausmalung, daß Penz den größten Wert auf eine künstlerisch hervorragende Innenausstattung legte. Der damals noch junge Knoller malte in Anras noch ganz im Sinne des Barock, bezw. seines Lehrers Troger, während er später durch seinen Aufenthalt in Italien und seine Beziehungen zu Raphael Mengs die barocke Richtung zur mehr klassizistischen ablenkte. Trotz des durch die Restaurierung verdorbenen Zustandes der Deckenmalereien bedeuten die Malereien Knollers in Anras das umfangreichste und wertvollste Jugendwerk des Künstlers.“ (Dr. Harber.)

Die Totenkapelle zwischen Kirche (Sakristei) und Pflughaus ist als Teil der alten gotifizierten Kirche zwar stark überflücht, aber baulich in ihrer alten Gestalt mit dem gotischen Gewölbe noch erhalten, verunstaltet leider durch den ungeheuren Fahnenkasten und im übrigen völlig vernachlässigt. Man wundert sich nur, wie in diesem dem sicheren Untergang geweihten Raum der schönste Rest der alten Kirche, ihr St. Michaelsaltar, aufbewahrt werden kann. Der Altarschrein ist in den allereinfachsten Formen gehalten; den Mittelpunkt des Altars bildet die Holzfigur des Erzengels Michael, ein lockiger Jüngling mit Schwert und Wage, an den Innenseiten tragen die Altarflügel die Reliefs des hl. Sebastian und der hl. Katharina; Schrein, Statue und Reliefs wurden von einer müßigen Hand dick mit Oelfarbe überstrichen, unter welcher da und dort das alte Gold zum Vorschein kommt. An den Außenseiten der Flügel sind die Bilder des hl. Florian und der hl. Barbara gemalt. Die Predella (der kleine untere Schrein) hat an den Flügeln die Bilder des hl. Viehpatrons Silvester und der hl. Margareth (außen), des hl. Nikolaus und des hl. Abtes Antonius an der Innenseite; im Hintergrund Christus im Grabe (aus späterer Zeit).

„Die fein abgewogenen Verhältnisse der Totenkapelle mit dem schönen gotischen Rippengewölbe

verleihen dem Raume einen besonderen architektonischen Reiz. Im St. Michaelsaltare besitzt er ein sehr beachtenswertes Kunstdenkmal aus dem Ende der Gotik. Die Statuen zeigen ausgesprochen den sogenannten maximilianischen (von Kaiser Maximilian I.) Stil. Ganz wenige Arbeiten dieser Zeit haben sich an Ort und Stelle erhalten. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die Kapelle restauriert und beispielsweise als Gedächtniskapelle für die gefallenen Krieger verwendet würde." (Dr. Garber.)

Das ungebauete Pflegehaus trägt oberhalb der Eingangstür das Chronogramm: „Leopoldo Principe respiciamus = Unter Fürstbischof Leopold kann ich nicht er zu Wang“ (als Jahreszahl ergibt sich 1757, das Jahr der Vollendung des Baues).

Den kleinen Platz vor dem Pflegehaus verschönt eine noch junge Linde, an deren Stelle stand wohl schon vor langer Zeit eine andere, denn „zu Anras waren der Linden hat Balthasar v. Stadion am Mittwoch nach St. Matheis-Tag am 1498“ das kaiserliche Urteil im Streite zwischen dem Fürstbischof und den Wörzern verkündet (siehe Seite 104).

2. Die St. Margareth- heute St. Antoniskirche geheißt. Das Kirchlein liegt auf einer abgeplatteten Blöcke des sonst bewaldeten Müllens zwischen Margarethen- und Lippenbach und hat jedenfalls die landschaftlich anspendendste Lage im Pfarregebiete: man sieht kein Haus, der langweilige Gebirgszug im Süden der Drau mit seiner entzücklich geraden Horizontlinie verschwindet hinter den das Plätzchen eng umstehenden Fichten, nur gegen Südwesten fällt der Blick frei und ungehindert auf die steilen prallen Wände und die weiß glänzenden Geröllhalden des Spizenstein und der Breitenstein, in das leise Raunen der Bäume mischt sich mall das Rauschen der Bäche, wahrlich ein Ort weltferner beschaulicher Ruhe und doch bloß 7 Minuten vom Dorf Anras entfernt; ein Ort wie geschaffen für den Aufenthalt eines Einsiedlers. Das Volk läßt den „Wot o Fiedt“ im Raume oberhalb der Sakristei seine Fußzeit verleben, siehe jedoch Seite 133 dieser Arbeit).

Die St. Margarethenkirche gilt im Volke als die alte Pfarrkirche; ein urkundliches Zeugnis läßt sich für diese Ansicht nicht erbringen; freilich wäre es möglich, daß schon vor dem 12. Jahrhundert ein Gotteshaus in Anras am Plage der St. Margarethenkirche gestanden hätte, doch verrät am Bau derselben gar nichts eine so frühe Entstehungszeit; es müßte die alte Kirche völlig abgetragen und an ihrer Stelle in frühgotischer Zeit die heutige erbaut worden sein. Wenn, wie Tinkhauser (I. 593) berichtet, der Friedhof als Pestfriedhof angelegt worden sein soll — worauf auch die isolierte Lage hindeutet — und wenn dies im 14. Jahrhundert geschehen sein soll, damals als unsere deutsche Heimat so furchtbar vom „schwarzen Tod“ heimgesucht wurde, so ist das Wahrscheinlichste wohl dies, daß der fromme Sinn der Angehörigen den Opfern der Pest am Ort ihrer Todesruhe eine Gedächtniskapelle erbaute, wie es an so vielen Orten geschah, für welche dann im Laufe des 14. oder an-

fangs des 15. Jahrhunderts die heutige Kirche errichtet wurde. Vielleicht lebte 300 Jahre später die Erinnerung an Pestkirche und Pestfriedhof wieder auf, denn eine Notiz des Visitationsprotokalles von 1653 besagt, daß der Friedhof bei der St. Margarethenkirche 1626 vom Bischof Hieronymus Otto geweiht worden sei, um dort zur Zeit der Pest die Leichen beerdigen zu können. Damals war eben wieder so eine Schreckenszeit, wo während des dreißigjährigen Krieges das Gespenst des schwarzen Todes in deutschen Landen umging, bis es 1636 auch Tirol heimsuchte. Doch hat Gottes Gnade unsere Gegend nach Ausweis der Maliken — verschont.

Das Margarethenkirchlein ist seines Gewölbeschwaukes, des einfachen gotischen Sternengewölbes nicht beraubt worden; sein Presbyterium ist gleich breit wie das Schiff, was an gotischen Kirchen nicht gebräuchlich ist.

Das Kirchlein erhielt im Jahre 1721 an der Nordseite einen Anbau, die der schmerzhaften Mutter Gottes geweihte Kapelle. Die Kosten, „des neuen Capellengepens“ wurden von Wohlthätern getragen, die Pfarrkirche brauchte nur 31 fl. 29 kr. zu ergänzen. Fürstbischof Kaspar Ignaz weihte am 14. August 1723 den Altar in der neuen Kapelle zu Ehren „des allerheiligsten Leidens Christi und seiner schmerzhaften Mutter.“ Auch für die Auszierung der Kapelle durch einen Bruncker Maler und Bildhauer hatte die Kirche nur Restzahlungen 1723 zu leisten; ein einheimischer Schnitzler, Peter Continier, der 1724 „Puschenkriege“ Blumenvasen verfertigte, sei des Namens halber erwähnt. Der Turm — fast ein Dachreiter zu nennen — trägt die Jahreszahl 1699 und enthält zwei Glocklein, die beide die Glockenabnahme der Kriegszeit glücklich überstanden haben; die größere der beiden wurde 1727 gegossen und geweiht. Die „Ergrüßerung“ der Sakristei, wohl die Erhöhung um ein Stockwerk, fand 1704 statt. An der dem Friedhof zugekehrten Langseite der Kirche ist ein Freskobild des hl. Christoph, in Maßen und Verhältnissen zwar ganz verunglückt, aber dennoch flott gemalt, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Schon früher muß ein noch gotisches St. Christophsbild dort gewesen sein, denn aber „der Zahn der Zeit“ so stark zusetzte, daß die Visitationskommission von 1705 entschied: auf renovatur auf delectatur, entweder muß es erneuert werden, sonst ist es zu übertünchen.

An der Margarethenkirche stiftete Anna Maria Marmouerin, die Gattin des Pflegers Jörg Ludwig Kirchmayr im Jahre 1599 einen Jahrlag mit 50 fl. Stiftungskapital, zu 7 Prozent verzinst; das Bemerkenswerte an dieser Stiftung ist, daß auch der „Schuelmeister“ erwähnt wird, dem 9 kr. auszuwerfen werden, dafür muß er aber Wigil und Amt singen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollzog sich die Umwandlung dieses Gotteshauses in ein „St. Antoniskirchl“. 1673 werden dem Bildhauer Johannes Bierli (!) 15 fl. 28 kr. bezahlt „wegen der Engel bey St. Anthoni“. (Uns Fest

des hl. Antonius wurde seit 1650 mit einem feierlichen Gottesdienste in St. Margarethenkirche begangen.) 1705 fanden die Bistatoren bereits ein Bild des Heiligen, das „in der Mitte der Kirche aufgestellt, schon seit vielen Jahren verehrt wird.“ Es gab (1738) drei Altäre in der Kirche: den Hochaltar zu Ehren der hl. Margareth, einen Seitenaltar zu Ehren des hl. Antonius und den Altar in der Schmerzenskapelle, während 1653 nur der erste von diesen dreien erwähnt wird. (Heute ist der Hochaltar dem hl. Antonius geweiht, die alte Kirchenpatronin muß sich mit einer ganz unscheinbaren Statue darin zufrieden geben!) Von der Verehrung des Heiligen schon in früher Zeit zeugt eine Reliquietafel mit folgendem Texte. „Den 2. September 1678 ist mir Stefan Pochmair mein dreijähriges Kind in den Brunnenrog gefallen und erst über eine ziemliche Zeit ansehnend ganz tot herausgeholt worden. Als aber dasselbe zum hl. Antonius verlobt und durch die Abhandl zu diesem Gotteshaus getragen werden sollte, ist es unterwegs alsbald wiederum zum Leben kommen und bis auf Davo noch in Gesundheit. Gott und dem hl. Antonius sei Lob, Ehre und Dank in Ewigkeit. Amen.“ Das Bild darüber zeigt eine ganz unzulässige Situation: die alte Pfarrkirche, daneben das Oberlochnmaichhaus, zwischen beiden den Brunnentrog, in welchem ein kleines Mädchen äußerst malerisch hineinfällt. Dieses Bild ist das Einzige, das aus der Fülle der alten Reliquietafeln bei St. Antoni noch erhalten ist.

Eine besondere Vorliebe für diese Kirche hatte Frau Christina Knilling geb. Kurz von Thurn. Sie stiftete 300 fl., wofür alle Sonntage ein Rosenkranz „mit lauter Stimbe vor- und abgebetet“ werden sollte, im Sommer in der neuen Kapelle, im Winter bei Aussetzung des höchsten Gules in der Pfarrkirche (1727, 28. Mai). Weiters vermachte sie 100 fl. für „ein Abt samt Prödig“ in der gleichen Kapelle am Feste der 7 Schmerzen Mariens. Die zweite Stiftung wird noch eingehalten. Außerdem finden am Feste des hl. Anton, der hl. Margareth, am Bittsonntag („Titularfestsonntag“) feierliche Gottesdienste dort statt (Predigt in der Pfarrkirche, Prozession nach und Amt in St. Antoni), in jeder Quatemberwoche ein Stiftamt, am Markus-tag und Dienstag in der Bittwoche Kreuzgänge, sowie in den Sommermonaten von Georgi bis Schühengel alle Sonntage nach der Frühmesse ein gemeinsamer Betgang. Ueberdies wird das Kirchlein namentlich an Sonntagen gern von den Leuten besucht, auch einzelne Auswärtige kommen. Am St. Antonitag kommen die Abfalterbacher „mit Kreuz“, am Margarethenabend die Tiliacher; einst mußten die Letzteren hier Käse und Brot opfern für die Armen der Pfarrgemeinde, welcher Brauch aber abgelöst oder abgekommen ist.

Am diesem Kirchlein besteht die Antoniusbruderschaft. Schon im Jahre 1716 war die Bewilligung zur Errichtung dieser Bruderschaft erteilt worden; am 13. Juni 1717, dem Gedächtnistag des Heiligen, wurde sie feierlichst eingeführt.

Der Kurat von Abfalterbach hielt die Predigt (dieselbe muß sehr gut gewesen sein, denn es wurde ihm eine Denumeration von acht Gulden dafür eingehändigt); von Abfalter (sic) man die Pöller, beim Schwendter haben „die Spitzen der Behörden“ und wer immer zur Verherrlichung des Festes besonders beigetragen hatte, eine „Zehrung“ von 28 1/2 fl. gemacht.

Diese Bruderschaft hatte nur rein geistlichen Zweck: Übung besonderer Werke der Frömmigkeit, Bruderschaftsgebete und Gottesdienste, Trogen des eigens für die Mitglieder geprägten messingenen „Pfennings mit der Bildnis des heiligen Antonius von Padua“ als Bruderschaftspatrones. Die Pflichten und Rechte der Brüder und Schwestern enthielt ein kleines bei Thomas Weger in Brigen gedrucktes Büchlein (ohne Jahrezahl) mit dem Titel: „Kurzer Bericht derjenigen Stück und Regeln, welche die Brüder und Schwestern der 1717 neu aufgerichteten Bruderschaft des heil. Antoni von Padua in der Pfarre Antas des Bistums Brigen u. desselben hochfürstlicher Herrschaft zu verrichten u. der heil. Abt, so sie zu genießen haben, sammt dem Responfort, den drei Füllfellen, zwei Litaneen u. etlichen Gebethern zu dem heil. Antoni von Padua.“ §)

Dieser Bruderschaft gehörte anfänglich wohl die ganze Pfarre an, vom Pfleger bis zur letzten Dienstinne; selbst Auswärtige, so von Sillian, Tiliach, Billgraten, Lienz, ja auch Birger sind im ältesten Mitgliedsbuch zu finden. Man hatte jährlich 4 kr. oder ein- für allemal einen Gulden zu erlegen, dafür wurde jedem Mitglied nach dem Tod eine hl. Messe gelesen und ein Rosenkranz gebetet. Das Bruderschaftsvermögen, dessen Zinsen für die Bestreitung der Ausgaben niemals aufgebraucht wurden, mußte vernünftigerweise auch für andere Zwecke herhalten, so wurden 300 fl. für den Bau der Pfarrkirche und weitere Beträge zur Anschaffung von Paramenten etc. entnommen. Diese Bruderschaft entging (obwohl sie Vermögen hatte!) dem Aufhebungs-wahn Kaiser Josefs II., ihr Kapital wurde aber 1813 mit dem der Pfarrkirche vereint, weshalb diese auch die Einhaltung der Antonikirche und der Schmerzenskapelle übernehmen mußte; getreulich kam die Pfarrkirche ihren Pflichten nach, 1825 erneuerte sie das Innere der Kirche, 1838 wurde das „Kuppeltürm“ neu gedeckt; seitdem aber durch die auf Umwegen über die Geldentwertung erfolgte „Sozialisierung“ des Kirchenvermögens der Pfarrkirche auf die allereinfachste Weise durch Entzug des eigenen Vermögens – diese Pflicht abgenommen ist, ruht sie auf den Schultern derjenigen, welche durch dieses Manöver gewonnen haben: der ehemaligen Kirchenschuldner.

§) Thomas Weger druckte vor 1800.



Bildhauer Jakob Glieber.

1825—1917

Von Blabimle Zabler.

(Fortsetzung zu Nummer 10 der „Östirler Heimatblätter.“)

Die Jahre der Kunst.

Es ist eigentlich schade, daß Jakob Glieber in den erwähnten Aufzeichnungen über sein Leben so zurückhaltend und sparsam ist, aus seinem Innern so gar nicht herausgeht, sondern sich mit geringen Ausnahmen nur mit der Aneinanderreihung dürftiger Tatsachen und äußerer Erlebnisse begnügt, während er sein innerstes Erlebnis, seine Seele, sein Gemüt beinahe schon zu verbergen scheint und den Betrachter zwingt, sich auf das Ratzen, auf das Deuten zu verlegen.

Wenn wir nach dem Grunde dieser Erscheinung fragen, so haben wir denselben in Gliebbers hervorstechender Eigenschaft: seiner übergroßen Bescheidenheit, seiner Selbstzufriedenheit zu suchen, nicht zuletzt auch in einer gewissen trockenen Veranlagung, die ihn davon abhielt, sich an das Tiefere hinzugeben, ihn davor bewahrt, ins Grübeln sich zu verlieren und den Schatten des Lebens eine besondere oder größere Bedeutung zuzubilligen. Glieber war viel zu gerade und gesund geraten, erhielt in seinem Leben nur von den einfachsten Grundzügen Richtung und Bewegung und verschmähte jede seelische oder gedankliche Ueberbürde, was sich auch auf viele seiner Bildwerke überprägte. Freilich möchte man mit Recht sagen, diese Bescheidenheit, lässige Selbstzufriedenheit und sogestaltete Veranlagung seien einer reicheren Entwicklung seiner Kunst hindernd im Wege gestanden, haben das Selbstbewußtsein, mit dem ein schaffender Künstler sich nach oben drängen soll, verkümmern und kraftlos werden lassen. Mag sein! Sicherlich haben diese hemmenden Eigenschaften Jakob Glieber selbst nicht sonderlich angefochten, der das Leben so hinnahm, wie es ihm das Schicksal zumahl, nie mehr geben wollte, als er selbst zu geben hatte, und bis zu seinem Ende ein in erlernter Tradition befangener, ehrlicher Künstler mit solid handwerklichem Einschlag gewesen und geblieben ist, ein Mensch, der die Grenzen seines Vermögens selbst kannte und seine Pläne und Wünsche nie über dieselben hinausstreckte.

Ohne jede himmelstürmende Absichten und Hoffnungen er wollte ja nur das Zeichnen für seine Künstlerlehre erlernen war Glieber 1853 nach München gegangen und wir finden ihn hier wirklich vor der ersten Stufe seiner künstlerischen Laufbahn. Aber auch an dieser bedeutungsvollen Schwelle bleibt sein Tagebuch trocken und nüchtern und wir erfahren nicht mehr als die wichtigsten äußeren Ereignisse; kein Wort aber darüber, welchen Eindruck das strahlende München mit seinen Kunstschätzen auf ihn gemacht hat, obwohl dieser Eindruck doch ein gewaltiger gewesen sein muß, umso mehr als zwischen Ulm und München doch ein ganz bedeutender Unterschied bestand, der jedem anderen ein stammelndes Wort, einen staunenden Ruf als

Erguß des inneren Menschen abgerungen hätte. — In München war Glieber durch die Vermittlung des dortigen Bildhauers Gröbner aus Brunek schließlich in einer Schule für Zeichnen und Modellieren untergekommen, in der er der Kunst von der Pike auf zu dienen begann und auch Gelegenheit hatte, die angehenden Bildhauer mit dem gefügigen Lehm hantieren zu sehen. Besonders imponierte ihm an diesem Material, daß man da zugeben und wegnehmen konnte, ohne etwas zu verderben. Als ihn daher sein Professor fragte, ob er denn nicht auch Bildhauer werden wollte, und darauf hinwies, daß ein Kunstschüler für sich allein nur ein halber Mensch wäre, indem er bei jedem Akt doch auch Heiligenfiguren brauche, die er dann einem Bildhauer übergeben und teuer bezahlen müsse, war Glieber rasch einverstanden und setzte nur die bescheidene Gegenfrage, ob er wohl auch das Talent hierzu haben werde? Die bejahende Versicherung und freundliche Aufmunterung des Lehrers genügte, daß jetzt fleißig modelliert und sogar ein Herkules aus Lehm gebaut wurde. Im Oktober 1863 bewirbt sich Glieber um die Aufnahme in die Bildhauerklasse an der Akademie, welche ihm nach einer Vorprüfung auch gewährt wird. Ueberbescheiden wie immer notiert Glieber in seinen Aufzeichnungen: „ich war wohl am wenigsten vorbereitet, war wohl unter den zwanzig Mitbewerbern natürlich der schlechteste, aber aufgenommen hat man mich doch.“ Sein Lehrer war Professor Max Widemann, der, obgleich Schüler Schwanthalers, sich unter Thorwaldsens Einfluß zum ausgesprochenen Klassizisten ausgebildet hatte. Wenn Glieber auch nur ein knappes Jahr in München blieb, so erhielt sein primitiver Kunstsinne doch schon hier die unverrückbare Grundrichtung für das spätere Kunstschaffen, an der auch später die Wiener Schule nichts Wesentliches änderte. Glieber war sehr fleißig, suchte eifrig bei fortgeschrittenen Mitschülern herum und eignete sich gründlich die Fertigkeit des Gipsformens an. Schon im Frühjahr 1854 zieht ihn die Aussicht, neben der Schule in Bildhauerwerkstätten Arbeit zu bekommen, nach Wien und er bittet den Romantiker der Palette Moriz von Schwind, der als Akademieprofessor in den Zeichnungen der Kunstjünger die groben und leichten Böcke aufspürte und korrigierte, um gütige Vermittlung. Reizend ist das sich nun zwischen Lehrer und Schüler entspinnde Gespräch, das Glieber aufgezeichnet hat. Schwind fragt in seiner wienerisch-gemüthlichen Art: „Was wollen's denn eigentlich werden?“ — „Bildhauer“, antwortete Glieber. Darauf Schwind in seiner kaustischen Manier: „Ja, sein S' denn früher gar nir g'wesen?“ Nun erzählt Glieber einiges aus seinem bisherigen Leben, worauf ihm Schwind ein Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, den Ministertalrat August v. Schwind in Wien mitgibt, das mit den Worten beginnt: „Lieber Bruder, da sende ich Dir einen Menschen, der des Lehrers Hungers müde, versuchen will, ob ihm der Künstlerhunger besser schmeckt . . .“

Mit leichtem Reisegepäck und dem Empfehlungs-schreiben setzt sich Glieber auf ein Floß, fährt Star-abwärts an Landshut vorüber nach Deggendorf, von dort die Donau hinab über Linz nach Wien, wo er am selben Tage eintrifft, an dem Kaiser Franz Josef seine Braut Elisabeth von Wittelsbach unter größtem Gepränge von Linz nach Wien eingeholt hat.

Die Aufnahme in der Bildhauerklasse der Akademie erfolgt reibungslos; vormittags Unterricht und Studium, nachmittags Frohnarbeit in fremden Werkstätten, in die Glieber als entlohnter Gehilfe eintritt. Die Lohnarbeit dauert dann noch weiler, nachdem er die Akademie verlassen hatte, so vom Jahre 1860 angefangen in der Werkstatt seines Landsmannes Josef von Gasser. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die schöpferische Kraft Gliebers in solcher Frohn verdümmern mußte; nur hier und da schnitzte er etwas Eigenes, so eine Madonnenstatue für den Maler Professor Leopold Kugelwieser und eine lebensgroße Figur für einen anderen Künstler.

Erst 1865 — Glieber war bereits 40 Jahre alt — bricht sich eigenbildnerischer Trieb energisch Bahn. Es hatte damals Glieber die große Sehnsucht aller Deutschen und insbesondere der deutschen Künstler erfaßt, die Sehnsucht nach Italien, der auch der große Dürer nicht widerstehen und die er trotz des langen Aufenthaltes doch nicht stillen konnte; tief er doch bei seiner Rückkehr in die nördliche Heimat klagend aus: „O wie wird mich nach der Sonne frieren!“

Auch Glieber wollte ins gelobte Land und schnitzte mit heiligem Eifer eines seiner schönsten Bildwerke, eine Immaculata-Statue aus Birnbaumholz. Dieselbe — sie befindet sich heute im Besitze des Herrn Pfarrers von Linet — übersendet er an das Unterrichtsministerium mit der untertänigen Bitte um ein Reisestipendium. Nach geraumer Zeit bekam er zwar kein Stipendium, wohl aber den Auftrag, für das im Jahre 1865 durch Brand arg verheerte und im Neuaufbau stehende Münster des Stiftes Admont eine Statue des Schutzheiligen der Kirche St. Blasius aus Stein um 800 Gulden zu liefern.

In kürzester Zeit schafft Glieber das Werk, und die Statue des bischöflichen Heiligen, 8 Fuß hoch in Breitenbrunnerstein, erregt durch ihre vornehme und innige Schönheit nicht nur allgemeine Anerkennung, sondern verschafft dem Künstler einen neuen Auftrag für die gleiche Kirche: den Kreuzaltar, beziehungsweise die Ausführung der traditionellen Kreuzigungsgruppe in lebensgroßen Figuren aus Zirbelholz in der gotischen Baldachin-Nische des Altars. Dieser Kreuzigungsgruppe — Gliebers größtdimensioniertes Werk — eignen unterschieden schätzenswerte Qualitäten. Die Figuren richtig proportioniert und in allen Belangen wohl und schön, sind beherrscht von einer edlen Ruhe, die allerdings mit dem Dramatischen und Furchtbar-Schmerzlichen des Geschehens einigermaßen im Widerspruch steht. Das ganze Bild ist vergleichbar mit dem leisen Ausklingen eines wohlklingenden,

wenn auch traurigen Chorales. Der Schmerz, der die heiligen Personen nach dem Vorgange mit ganzer Wucht erfüllen sollte, scheint stumm geworden, auf Augenblicke verflogen zu sein.

Nach diesem Werke, welches im Dezember 1869 zusammen mit der St. Blasius-Statue im Münster zu Admont zur Aufstellung kam, trat Glieber sofort seine italienische Reise an. Er berührte Triest, weilte 14 Tage in Venedig und nahm dann den Weg über Padua nach Florenz und dann nach Rom, wo er sich über ein halbes Jahr aufhält. In allen Orten obliegt er dem eifrigsten Studium der Kunstwerke und zeichnet fleißig. In Rom modelliert er ein römisches Landmädchen nach der Natur (Büstenfigur, Kopf in geneigter Andachtsstellung). Diese andächtige Velerin ist neben der schon erwähnten „Immaculata“ und der 1877 geschaffenen Statue des heiligen Severinus (in der Votivkirche in Wien) wohl sein bestes Werk. Vor solchen Schöpfungen, wie die eben genannten, — mögen sie immerhin von einem Künstler bescheidenen Formates herkommen — verliert man seine angeborene oder anezugene Dreistigkeit so ganz und gar; da wird man demütig, weil man sich vom Hauche echter Kunst berührt fühlt. — Das Museum in Linz hat von der Velerin und dem hl. Severin sarqafältige Gipsabgüsse.

Von Rom aus besucht Glieber auch Neapel und Pompeji, am 20. September 1870 erlebt er die inslige einlägige Belagerung und sofortige Einnahme der Stadt Rom von der Porta pia aus und erfreut sich am billigen Siegesjubiläum der Italiener. Er bleibt noch bis Mitte November in Rom, besucht dann auf dem Rückwege noch die Städte Perugia, Florenz, Pisa, Bologna und Venedig und kommt knapp vor Neujahr nach Wien zurück.

Es mag für Glieber wohl schwer gewesen sein, nach diesem Jahre ungebundener Freiheit und Kunstgenießens wieder in den Alltag der Lohnarbeit zurückzukehren; doch er fügte sich. Dabei erlebte er die Freude gerade in den Jahren 1870-80 mehrere größere Aufträge zu erhalten, die ihm Gelegenheit gaben, sich mit Erfolg eigenbildnerisch zu betätigen. Er hatte damals für die Votivkirche in Wien die Statuen der Heiligen: St. Justus, St. Rupertus, St. Hedwig, St. Severin, St. Bonifazius, welche in den Jahren 1876-77 zur Aufstellung kamen und für das Hofmuseum die Standbilder des Dominikaners und Philosophen Albertus Magnus und des venetianischen Weltreisenden Marco Polo, sämtliche in Stein auszuführen. Alle diese Bildwerke zeigen die einfache, ruhig-vornehme Durchbildung, welche dem künstlerischen Wesen Gliebers eigen war; besonders aber der schon erwähnte St. Severin, sowie Albertus Magnus sind in Charakterisierung und Gebärde vorzüglich und Werke von nicht geringem inneren Gehalte.

Nach einer längeren Krankheit finden wir Glieber abermals in Admont, woselbst er im Münster durch ungefähr ein Jahrzehnt — bis Juni 1892 mit der Skulptur der 14 Kreuzwegstationen in Holz beschäftigt ist, — eine Arbeit, die ihm viel

Verger und Kummer bereitet hat. Erstens schien er nicht recht vom Fleck damit zu kommen, und dann schufen die im Stifte herrschenden mißlichen Verhältnisse, herbe Kritik und nicht zuletzt Neid und Hänke die Gefahr, daß ihm der erteilte Auftrag entzogen würde. Nur der Umstand, daß sein als Bildhauer im großen Ansehen stehender Landsmann, der Präger Josef von Gasser so herzlich für ihn einstand und die Qualität seiner Arbeit ja günstig begutachtete, rettete damals Glieber aus seiner ziemlich mißlichen Position. Dabei kann nicht verschwiegen werden, daß Glieber mit den gedachten Stationen an die Bedeutung seiner früheren Arbeiten nicht heran kam. Den Geboten und Erfordernissen des Ausdrucks und der Dramatik eines solchen vielgestalteten Vorwurfs gegenüber mußte seine bescheidene Kraft in mancher Hinsicht versagen. Vieles an den Stationen ist schematisch, steif und unbeholfen, insbesondere die Gruppierung und Einstellung der Figuren in den Raum; die Behandlung der Hände und Füße ist keineswegs immer einwandfrei. Mag sein, daß Glieber an dieser mit Verdruß getränkten Arbeit nicht mehr mit der rechten Liebe beteiligt war. In Admont entstanden dann noch die Heiligenfiguren St. Sebastian, St. Petrus und St. Anna in Holz, nach deren Fertigstellung Glieber, — er stand jetzt im 68. Lebensjahre — ruhebedürftig in seine tirolische Heimat zurückkehrte (Juni 1892).

Das Lebensbild wäre unvollständig, wenn wir über dem Bildhauer den frohgemuten Sänger vergessen würden, der Glieber sein ganzes Leben, bis ins höchste Alter gewesen ist. Wenn er Meißel und Schlegel nach getaner Arbeit in die Ecke warf, dann begann die Musik in ihm zu rumoren. Glieber berichtet uns in seinen Erinnerungen mit Behagen, daß er in Wien drei Jahre lang ernstlichen Gesangsunterricht mit bestem Erfolge genommen habe, daß er 14 Jahre ausübendes Mitglied des Wiener Männergesangsvereines gewesen sei, mit einem Männerquartett — er beim zweiten Tenor — insbesondere als Solist von besonderer Rehlfertigkeit große Triumphe feierte und überall, wohin er gekommen sei, gesungen und zum Singen angeregt habe. Wir können ihn uns in dieser Eigenschaft auch vorstellen: jung, vollkräftig, ein ausgeprägter Tirolerkopf mit blitzenden Augen, dunklem starken Barte, angetan mit der einfachen Welpierjappe, auf dem Kopf den Buxtertaler Hut mit der Huib-Feder, — so wie sein bedeutenderer Landsmann, der Maler Emanuel Pendl in Wien, ihn schmissig auf die Leinwand geworfen hat.

So mittelstark Glieber über sein Volksjüngertum ist, so schweigsam ist er in seinen Aufzeichnungen über sein Verhältnis zum „Weiblichen“, gleichsam als verschlossene Trappistengetöbnis seinen Mund; wir erfahren hier gar nichts, wenn wir von einer karglichen Bemerkung absehen, daß er in Admont eine Frau und ihre zwei Töchter im Singen unterrichtet und „sie schöne und anständige Lieder gelehrt“ habe, was ihm übrigens die Admonter Chorherren, in deren Diensten er stand — wie er hervorhebt —

übel genommen zu haben scheinen. Nun, daß in den Erinnerungen so gar nicht vom anderen Geschlechte zu finden ist, so beweist dies gar nichts, gibt nicht einmal das Recht zu einer Vermutung, soferne wir daran festhalten, daß Glieber seine Aufzeichnungen in einem Alter gemacht hat, in welchem er das Kapitel „Eva“ schon längst abgeschlossen hatte. Gesungen aber hat er noch mit 80 Jahren und noch in diesem Alter berichtet er, daß er im Sommer mit der Gitarre in Kurorte, Bäder und zu Volksfesten gegangen sei und dort „als Volksfänger oft großen Beifall gefunden habe.“

Die Jahre des Alters.

Auch in seinem Altersheim in Leisach finden wir Glieber beinahe immer tätig, — wenn auch nur bei bescheidenen künstlerischen Arbeiten. Da wird noch im Jahre 1894 ein schöner Kreuzfigus für die Kirche zu Neuz in Sachsen geschnitten, in Toblach werden Bildstöckel repariert, von denen Glieber (unzünftig erzählt, daß bei zwanzig Köpfen nur mehr zwei Nasen vorhanden waren, in Ainet werden die gerohnten Gipsmodelle der Admonter Stationen in der Pfarrkirche angebracht, das Gemeindehaus in Leisach wird mit Reliefs geziert und schließlich eine Reihe von Engeln für Grabdenkmale, wie wir sie auf den Friedhöfen in Leisach und Ainet finden, gegossen und aufgestellt.

Als unserem Glieber nur mehr zwei Jahre auf 90 fehlen, fühlt er doch das Bedürfnis, sein Junggefallenleben aufzugeben und sich unter den Schutz seiner Verwandten nach Ainet zu begeben. Dort lebte er geruhsam, geistig frisch, im einträchtigen Verkehr mit seinen Angehörigen, sein Leben gerne und zufrieden überblickend. Noch zu Neujahr 1916, als ihm seine Leute Glück wünschen, meint Glieber leise: „A Paar, Drei Jahr'n möcht' i no leb'n!“

Damals mag unser Herrgott milde gelächelt haben: „Aber lieber Glieber, jetzt habe ich dir deinen Vertrag mit der Leisacher Gemeinde so splendid zugestanden und noch hübsch viel darauf gegeben. Und jetzt noch: „a paar — drei Jahr'n?“

Und der Herr fiel dem Sensenmann nicht in den Arm, als dieser an Glieber herantrat und ihm sanft die Hand auf die Schulter legte.

Und sanft ohne Klage ist Glieber aus dem Leben geschieden.

Verzeichnis und Standort der bedeutenderen Werke Jakob Gliebers:

1865: Madanna Immaculata, Birnbaumholz, 77 cm., Ainet Pfarrhaus.

1869: St. Blasius, Stein, 8 Fuß hoch, Stiftskirche Admont.

1869: Kreuzigungsgruppe, Birbelholz, lebensgroß, Stiftskirche Admont.

? Kreuzfigus, Esenbein, 1 Fuß hoch, irgendwo in Böhmen.

1870: Betende Römerin, Gipsabguß, Museum Lienz. (Marmorausführung?)

1671 und folgende: St. Crescentia, St. Veronica, St. Lubnilla, Gipsmodelle, Museum Trienz.

1876—1878: St. Justus, St. Rupertus, St. Hedwig, St. Severin, St. Bonifatius, Stein, 6 Fuß hoch, Polinkirche Wien.

1878—1879: Albertus Magnus, Stein, 8 Fuß 6 Zoll, Hofmuseum Wien.

Marra Polo, Stein, 8 Fuß 6 Zoll?

Bis 1892: 14 Kreuzwegstationen, Holz, 1.26: 0.90 Meter, Figurengröße 64 cm., Stiftskirche Admont.

St. Sebastian, St. Petrus, St. Anna, Holz, 4 Fuß hoch, Admont.

1892: 2 Tabernakel-Engel, Stein, Buchkirchen, Oberösterreich.

1894: Crucifixus, unbearbeitetes Holz, 1 Meter, Kirche in Neuß, Sachsen.

P. Markus Bergeiner.

Zum 100jährigen Gedächtnis seiner Ordensprofessur am 17. Dezember 1825.

Jede Zeit besitzt ihr ganz eigentümlich angehörende hervorragende Persönlichkeiten, die mit ihr entstehen und vergehen, so daß gar oft ihr Andenken dem Gedächtnis der Nachkommenschaft entschwindet. Auch von den Persönlichkeiten der Stadt Trienz, die im vorigen Jahrhundert in aller Munde gewesen, ist gar manche diesem Los verfallen. Es ist aber auch sicher, daß die Erinnerung an längst Begrabene wieder auflebt infolge des geweckten Verständnisses für die Geschichte der Heimat und der dorwärts gleichsam neugebauten Pietät. Und es wird der Heimatforscher das Andenken an bedeutende aus seiner Mitte hervorgegangene Geister umso weniger erlöschen lassen, als das lebendige Bild eines großen Mannes auch auf die nachfolgenden Geschlechter eine belebende und hegelsternde Kraft ausübt. Ein Beispiel dieser Art soll anknüpfen an das in der 6. Nummer der „Östirroler Heimatblätter“ des Jahres 1925 niedergelegte Gedenklatt an die ersten Franziskaner der Stadt Trienz. Kann doch dieser Orden heraphischer Armut in Trienz eine Reihe von Namen aufzählen, deren längst verschollene Träger unter ihren Zeitgenossen hervorgeleuchtet haben. Wir denken dabei an P. Flavian Drgler, P. Titus Pfund, P. Apollinar Hattler, P. Augustin Maur, P. Johann Margreiter u. a.

Die folgenden Zeilen sollen dem Andenken des Hochw. P. Markus Bergeiner gewidmet sein, einer Zierde des Franziskanerordens der Nordtirroler Provinz des hl. Leopold. Gar mancher seiner noch lebenden Schüler mag diese späte Würdigung dieses Sprößlings der Hefstadt mit Dank begrüßen, denn ein treuer Sohn seiner Heimat und ein großer Gelehrter steht vor uns, ein Ordensmann, dem wir unsere Sympathie, ja selbst unsere Bewunderung nicht versagen können.

„Dort, wo die Hef braust heraus,
Erhebt sich stolz ein Bauernhaus.“

Es ist der Schloßmanngroßhof, ein ehemaliger Ritchenhof der Gbrzgergrafen, die Geburtsstätte Anton Bergainers. Am 25. Mai 1801 sah er hier zum erstenmal das Licht der Welt. Freilich mußte sein Vater, Michael Bergainer, noch in den Knabenjahren Antons diesen herrlichen Besitz verlassen, da seine Stieftochter, Anna Duregger, denselben als ihr Erbe übernahm und einen Kohbacher heiratete. Die Familie Bergainer kam nach St. Johann im Wald, welches P. Markus immer als seine zweite Heimat betradztete. Aber vergessen hat er sein Geburtshaus nie. Seine kleine Zelle, die nur wenig Bilderschmuck zeigte, barg, solange er lebte, als kostbares Andenken eine Photographie des schönen Schloßmanngroßhofes. In St. Johann aber sehen wir den jungen, talentvollen Knaben auf den grünen Matten und Hügeln die Schafe hüten, die Kühe zur Tränke führen und das Geflügel im Hofe jagen. Weder er noch die Seinigen hätten es sich träumen lassen, daß Anton berufen sei, die Herzen so vieler Menschen zu leiten. Die herrliche Natur, die ihn umgab, und die er mit tiefem Gefühl und frommem Gemüt erfaßte, mochte ihn freilich schon damals „in hoher Bäume Schatten“ zum Nachdenken über Gottes-Allmacht und -Wort angeregt haben. Sein übersprudelnder Geist drängte ihn zum Studium, das er aber erst als 16jähriger Jüngling begann. Ende September 1817 lenkte Bergainer seine Schritte dem sonnigen Etschlande zu, um das Franziskaner-Gymnasium in Bozen zu besuchen. Hier fiel der Iseltaler Student zunächst durch die Originalität seiner heimatischen Bewandung auf: grüne Rodenkleidung, kurze Hosen und blaue Strümpfe. Noch mehr belustigte sein Buxterer Dialekt die junge Studentenschar, was ihm anfangs manch mutwilliges Bubenwort eintrug. Bald wandelte sich dieses aber in ein Gefühl hoher Achtung, als seine alles überragenden Leistungen in der Schule bekannt wurden. Der „Baurubua“ war imstande, alle zu überrreffen und stand am Ende eines jeden Schuljahres an der Spitze seiner Kollegen. In 5 Jahren absolvierte er sechs Gymnasialklassen und zwar mit einem Erfolg, der fast als Unikum dasteht: alle seine Zeugnisse enthielten keine andere Note als die erste, d. i. „Eminenz“.

(Schluß folgt.)

*) Die Mutter Antons, Katharina Oberforcher von Burgfelsen, geb. am 24. Oktober 1762 war in erster Ehe vermählt mit Michael Duregger, Schloßmanngroßbauer in Trienz und in zweiter Ehe mit Michael Bergainer. Sie starb als Witwe in St. Johann i. W. am 29. April 1857 im 95. Lebensjahre, im ganzen Iseltal bestens bekannt als „Maar im Wald'r Kath'l.“

Druckfehler-Berichtigung.

Im Heft 9 sind beim Vussage „Die Wollschlage“ folgende störende Druckfehler unterlaufen:

Seite 130, Spalte 2, letzte Zeile: Lies Woll statt Rolle;
Seite 131, Spalte 2, dritte Stroophe des Gedichtes: Lies Regen statt Segen.

August Gander

Neben der Franziskanerkirche

Empfiehl
sein reichhaltiges
Lager in: Kanzleipapieren, Pack-
papieren u. Spiel-
waren etc.

126 Neben der Franziskanerkirche

Lienz, Osttirol.

Kinder-, Familiengruppen



Brautbilder Vergrößerungen

in moderner Ausführung zu mäßigen Preisen
127 empfiehlt die fotogr. Anstalt

Dina Mariner vorm.
Unterrainer
Lienz, Osttirol, Gartengasse 4.

Firma Alois Bichler, Lienz

(Bildhauer und geprüfter Steinmetzmeister)



empfiehl ihr
Lager in

Grabmonumenten,
Gedenksteinen,
Grabplatten und
Einfassungen

zu niedrigen Preisen.

Wandverkleidungen
Möbelplatten
Waschtischaufläge etc.

in jeder Gesteinsart und Menge.

- Sämtliche Renovierungen prompt und billigst!

Neue wertvolle

Romane und Erzählungen

„Die alte Jungfer“

Roman von Pierre l'Ermitte. Einzig autorisierte Uebersetzung von Dr. J. Bolltéra.

Ein hochaktuelles Buch von äußerst spannender Wirkung; das vielgerauschte Problem der Altjungfernschaft ist hier in geradezu glänzender Weise in Romansform durchgeführt. In Paris allein konnten nach dem ersten Erscheinen des prächtigen Werkes in wenigen Wochen schon über hunderttausend Exemplare abgesetzt werden.

Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux

Novelle von Maria Eug. de la Grazie.

Bernhard von Clairvaux, diese Riesengestalt an der Schwelle des großen Jahrhunderts der Kreuzzüge, der durch die Macht seiner Persönlichkeit und die Kraft seines Wortes auch die Abtrünnigsten niederzwang und die gespaltene abendländische Christenheit einigte, steht hier als monumentale Persönlichkeit vor uns. Eine spannende, künstlerisch feingestaltete Novelle.

Das Griebelhaus

Roman von Helene Hirsch-Brünn.

Diesen Mathias Griebel und sein Haus müssen alle lieb gewinnen. Es liegt über beide ein nachsommerlicher Glanz, wie er über herbstlich reifen Feldern steht. Eine Reihe origineller Kleinadiggestalten laufen mit ihrer Käuzigkeit bunt durcheinander und weben das Schicksal vom Griebelhaus, das in der Seele des Lesers eine sonnig-wehmütige Traulichkeit ausblühen läßt.

Setthens Hut

Eine altfränkische, aber lustige Geschichte von Venn. Von Ludwig Mathar.

Wie Tante Barbara dem Vorsteherkinderchen aus Enkelsdorf einen hochnobilitäten Hut kauft und damit das altfränkische Kopftuch vertreibt — das gab eine Rebellion, als ob der leibhaftige Antichrist in das Venn gedrungen wäre. Selbst ein Abraham a Sancta Clara richtet nichts gegen den Hutteufel aus. Die lebensprühende Geschichte eines ganzen Dorfes voll echt rheinischen Humors.

Rheintalerkinder

Lustige Erzählungen. Von Rudolfina. Mit 26 Zeichnungen von Johannes Zitel.

Ein Buch f. Kinder wie Erwachsene. Fröhliche Bilder schmücken die humorvollen Erzählungen. Während die Kleinen lachen und weinen werden mit den lebenswarmen Rheintalerkindern, die so ganz gleich handeln und denken, wie sie selber, werden die Erwachsenen die psychologischen und pädagogischen Feinheiten des Buches genießen und in ihrem Innern die fernsten, seltsamen Glocken der verfunkenen Jugend wieder läuten hören! Das untere Rheintal bei St. Gallen ist der Schauplatz all dieser zu Herzen gehenden Schilderungen.

Siebzimal siebenmal

Ein Roman aus der Zeit der Bernsdorfer „Entente“ von Sebastian Karn.

Die Dichtung „Sie Haft Sie Liebel“ drückt dem Buche ein besonderes lebendiges Gepräge auf. Dorfgerichtliche Kriege in hartem Haber mit ihrem geistlichen Führer. Aber die Liebe erweist sich zuletzt als unüberwindlich. Der Erzählungsstil zeichnet sich durch markante Urwüchsigkeit aus, wie sie dem Volksmund natürlich liegt.

Die Leiden der Forelle Finga

Märchenroman. Von Franz Josef Koster. Mit Bildern von Adelheid Schinz-Velpzig.

Abenteuer unter dem Wasser! In phantasiereichen Farben erstellt der Verfasser den Reiseroman einer Forelle bis zur ihrer Gefangenahme. Allerlei Getier und der Mensch selbst steuern zu dem lustigen und doch gefestigten Gebäude von Klugheit, Torheit und Ironie ergötzliche, aber auch ernst gestimmte Beiträge bei. Ein Hochgenuss für Ohr und Gemüt.

Im grünen Wagen

Von ausgezupften Reseden, einer Glocke, einem Kasperle, einer Kose, einem Brunnen, einem Umsitteld, von Puppen; lauter kleinen Dingen und ein paar Menschen. Von Maria Bager. Illustriert von Adelheid und Alice Schinz. Lachende Romantik der Natur und der Abenteuer! Ein Buch, das Stubenluft reinigt und vertreibt. Für junge Herzen jeden Alters. Mit wahrhaft mitterleibten Bildern.

Der kleine Goliath

Schweizer Erzählungen von Ilse Franke-Dehl.

Ilse Franke-Dehl, vorwiegend als Lyrikerin ersten Ranges wohlbekannt, bringt in ihrem fünften Prosabuch sieben Schweizer Geschichten aus dem „urthigen“ Volksleben der alemannischen Schweiz, Schmuckstücke epischer Klein Kunst, ungemein lebendig, farbig, volkstümlich gemittelt, wozu der Einschlag des so vollsaftigen, bald wichtigen, bald neckischen Schweizer Dialekts stark beiträgt.

Rheinmärchen

Von Klemens Brentano. Neu gefaßt von Laurenz Kiesgen. Mit einem Titelbild von Edward von Steinf. In Leinwand M. 2.80.

Brentanos Rheinmärchen enthalten, was man Rheinpoesie, Rheinromantik nennt und sie schenken es funkelnd in Freische. Freilich, die krause, vielfach überwucherte Form konnte viel abschrecken. Kiesgen ist es in seiner Neufassung gelungen, die entzückende Lebendigkeit und Feinheit des Tons der zwei besten Rheinmärchen zu wahren und doch die leichte Lesbarkeit zu schaffen, ohne die mancher nicht zum Genuß gelangte. So macht sie das lange vergebene Edelgut dem Volke wieder zugänglich.

Herder & Co., Wien 1., Wollzeile 33